

Wiener Stadt- und  
Landesbibliothek

6

197938

A

MA 9 - SD 25 - 13,5 - 925 - 117048 - 22

Prochaska's illustrierte  
Monats-Bände.



Neue Romane,  
Erzählungen und Novellen.  
Interessante Auszüge  
aus dem  
Natur- u. Völkerleben  
und aus der Geschichte.  
Reise-Abenteuer,  
Sinnereien u. s. w.

Preis 40 kr.  
(70 pfr.)

KARL PROCHASKA

WIEN & TESSCHEN.

Wiener Stadt- und  
Landesbibliothek

197938 A

MA 9 - SD 25 - 13,5 - 925 - 117048 - 22



„Prochaska's Monatsbände“ erscheinen unter Mitwirkung der beliebtesten Schriftsteller zu Beginn jeden Monats.

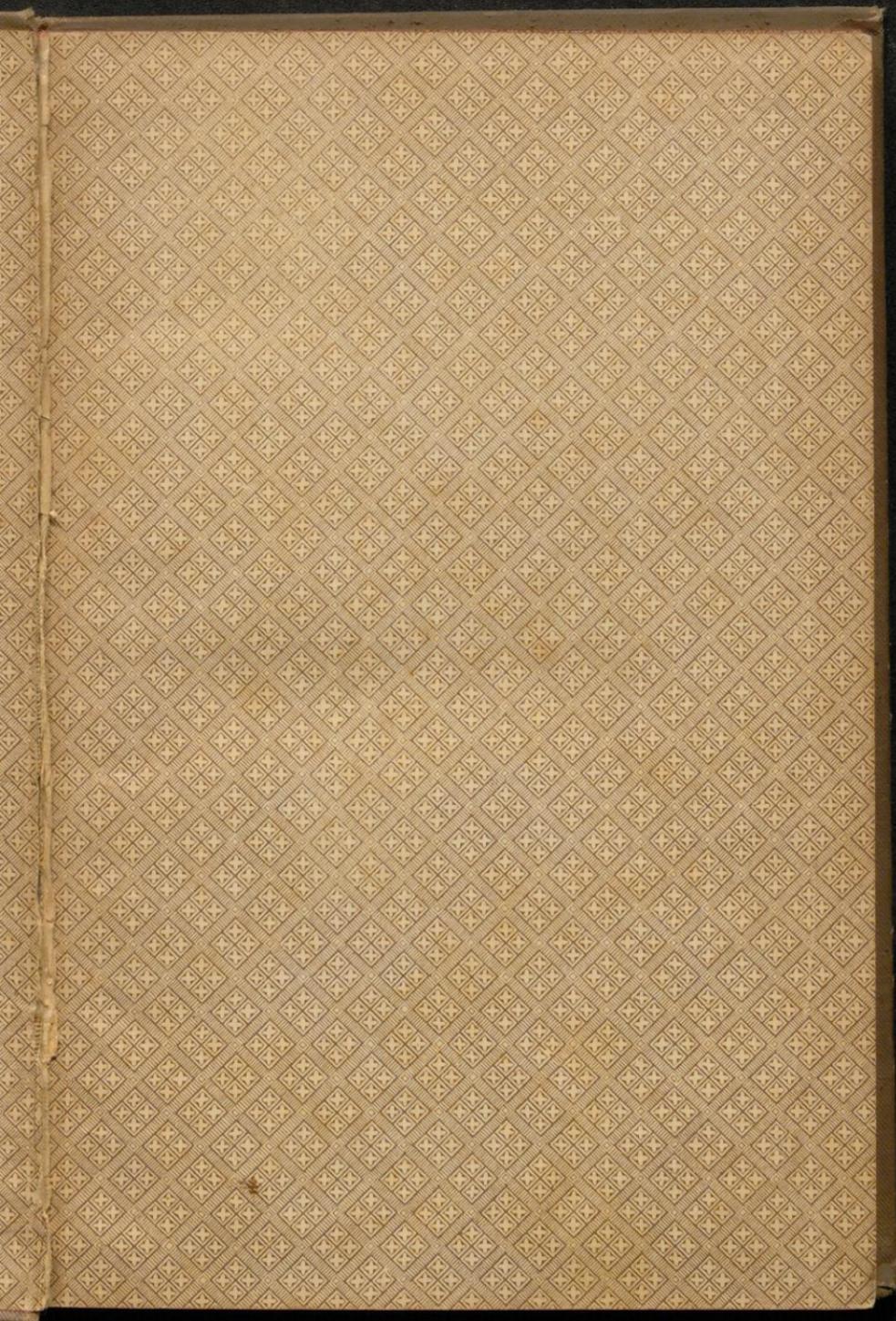
Jeder Band ist ebenso elegant wie dieser in Leinwand gebunden, ebenso stark, illustriert und kostet 40 kr. oder 70 S. Zwölf solcher Bände bilden einen Jahrgang.

Jeder Band enthält außer einem Roman in Fortsetzungen, eine vollständige größere Novelle und eine Anzahl anderer interessanter Aufsätze und Humoresken.

„Prochaska's Monatsbände“ sind die billigsten aus Original-Beiträgen bestehenden illustrierten deutschen Unterhaltungsbücher.



Abonnements in jeder Buchhandlung.





Prochaska's illustrierte  
**Monatsbände**

Zur Erholung  
und geistigen Anregung in Mußestunden.

Erster Jahrgang.



**VI. Band.**

1. Januar 1890.

Wien, Leipzig, Teschen.  
Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Carl Prochaska.

A 197.938



## Inhalt.

	Seite
Auf falscher Bahn. Ein Wiener Roman von Carl Ed. Klopfer. (5. Fortsetzung). Mit 8 Illustrationen	3
Die Macht des Aberglaubens. Eine Erzählung aus den oberösterreichischen Bergen von A. Groner. Mit 8 Illustrationen	64
Diplomatische Mine und Gegenmine. Historische Erzählung von Charles Knocker. Mit 4 Illustrationen	131
Ein Märtyrer der Kinderliebe. Von Karl Jentsch	155
Einiges vom Durste. Von E. da Silva	172
Transatlantisches. Die deutsche Auswanderung. Von Ernst Otto Hopp	187



Alle Rechte für den ganzen Inhalt vorbehalten.

W 290.735



## Auf falscher Bahn.

Ein Wiener Roman von Carl Ed. Klopfer.

(5. Fortsetzung.)

### Fünftehntes Capitel.

Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden!  
J. V. Schaffel („Der Trompeter von Säckingen.“)

Gräfin Hildegard saß mit Professor Baumeister in ihrem Empfangszimmer. Der milde Menschenkenner war auch in diesem Hause mehr Freund als Arzt. Er hatte ja erkannt, daß an dem Gemüthsleiden der Gräfin seine Kunst als Mediciner scheiterte.

Hildegard war es Bedürfnis gewesen, sich ihm anzuvertrauen. Und so war Baumeister zum Mitwiffer eines Geheimnisses geworden, das ihm Manches in diesem gräßlichen Hause erklärte. Demnach wäre es schon in seiner Eigenschaft als Arzt für ihn von Interesse gewesen, dem wunderlichen Einsiedler auf Ulmenhorst näherzutreten. Hildegard hatte ihn selbst darum gebeten. Und auch heute bot dieser Gegenstand das Thema ihres Zwiesgesprächs.

„Sie haben also meinen Mann darüber interpellirt? Was sagte er hierzu?“

„Hm! Der Herr Graf scheint die Besorgnisse um seinen Bruder nicht in demselben Maße zu theilen. Die Sache schien ihm peinlich. Ueberdies versicherte er mich, daß Graf Waldemar Wildenstein ohnedies einen Arzt bei sich habe. Frau Gräfin begreifen nun, daß es mir nicht anstand, mich so gewissermaßen aufzudrängen.“

Hildegard wollte etwas erwidern, wurde aber im selben Moment durch den Eintritt des Kammerdieners ihres Gatten davon abgehalten. Der Mann zeigte eine bestürzte Miene und schien offenbar nicht recht zu wissen, wie er sich seiner Meldung entledigen solle.

„Was gibt es, Stefan?“

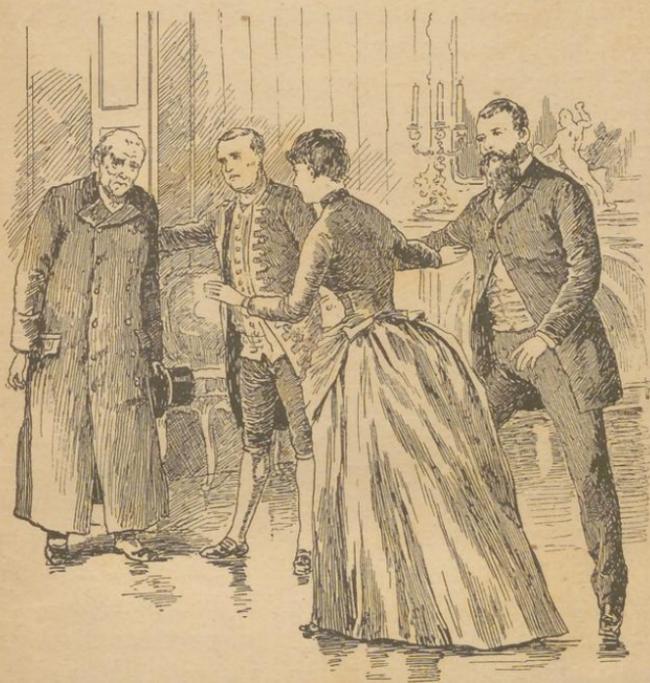
„Verzeihen, Frau Gräfin! Ich hätte mir nicht erlaubt — aber da der Herr Graf in der Verwaltungsrathssitzung sind — der Kammerdiener Gärtner von Umenhorst will dringend mit der Herrschaft sprechen, weil —“

„Der Diener des Grafen Waldemar?“ rief Hildegard, rasch aufstehend. „Was ist's mit ihm, was will er?“

„Mein Gott — ich glaube, es betrifft Seine Erlaucht, den Herrn Bruder — es ist, fürcht' ich, ein — ein Unglück geschehen!“

„Führen Sie den Mann herein!“ Hildegard hatte Mühe, diese Worte hervorzubringen.

„Beruhigen Sie sich, gnädigste Gräfin!“ sagte Baumeister, auf sie zugehend. Aber sie drängte ihn bei Seite und stürzte mit dem Ausdruck der wahnsinnigsten Angst auf den Alten zu, den Stefan eben hereinließ. Gärtner verrieth



in jeder Bewegung, in jedem Zuge seines runzeligen Gesichtes eine nervöse Erregung.

„O — Frau Gräfin!“ stammelte er mit erstickter Stimme. „Ich bitte dringend — schicken Sie nach dem Herrn Grafen — ich kann nicht mehr, sonst würd' ich selbst — — —“

„Was ist geschehen? Ihr Herr —“

„Das mag der Himmel wissen — ich glaube, er ist verloren! Ich habe schon in der letzten Zeit das Schlimmste

befürchtet — und keine Ruhe mehr gehabt. Heute Nacht — sein sogenannter Arzt, dieser Mordgeselle, schickte uns Alle früher zu Bette — er war mit Seiner Erlaucht wie gewöhnlich allein in der Bibliothek — der Schöpfer weiß, was er da getrieben hat — gegen Mitternacht kommt der Bursche heraus und ruft nach den Lakaien — daß sie ihm helfen, den Herrn Grafen zu Bette zu bringen. Er war ohnmächtig. Ich und Herr Frost wollten nach dem Stadtarzt schicken — der polnische Quacksalber verbot es uns; es werde vorübergehen, sagte er. Aber wir sahen an seiner Aufregung, daß er selbst weit mehr besorgt war. Und wirklich — gegen Morgen hören wir entsetzlichen Lärm, Schreien und Lachen im Schlafzimmer — der Pole brüllt um Hilfe — wir stürzen hinein — und sehen Seine Erlaucht — sich auf dem Boden wälzen — mit dem Doctor Kosewicz — er hat ihn an der Gurgel und stößt ein Geschrei aus, wie ich's mein Lebenlang von keiner Menschenkehle möglich gehalten hätte. Es war die gräßlichste Tobsucht. — Es dauerte lang, bis wir den Herrn Grafen überwältigen und wieder zu Bett bringen konnten. Dann kamen die zwei Aerzte aus dem Ort und verschrieben Schlafmittel. Man fragte nach dem Polen — die Herren Doctoren schüttelten die Köpfe — und jetzt entdeckten wir erst, daß der Kosewicz sich im Wirrwar davon gemacht hat. Die Pferdeknechte sahen ihn durch den Hof rennen; man dachte, er lief nach den Aerzten. — Und mit dem ersten Morgenzuge habe ich mich aufgemacht, den Herrn Bruder Seiner Erlaucht in Kenntniß zu setzen — und da bin ich. Mein Gott, ich fürchte, er trifft Seine Erlaucht nicht mehr am Leben!“

Baumeister trat auf den pessimistischen Alten zu, um ihn zum Schweigen zu bringen aus Rücksicht auf die Gräfin. Aber als er sich nach dieser umjah, war sie verschwunden. Er wandte sich an den Diener mit der Frage, ob man denn nicht nach weiterer ärztlicher Hilfe gesandt habe.

„Ja — der eine der Doctoren telegrafirte heute Früh nach Wien an die Facultät. Er wollte den Professor Baumeister rufen lassen, welcher —“

In diesem Augenblick trat die Gräfin wieder ein, in Hut und Mantel. Sie war todtenblaß, aber ihr Wesen athmete eine unheimliche Ruhe.

„Kommen Sie, Professor, wir wollen keine Zeit verlieren! Wir müssen nach Ulmenhorst. Jetzt werden Sie keinen Einwand mehr erheben. Und ich — begleite Sie!“

„Sie? Aber bitte, bedenken Sie . . . ! Ich werde allein . . . .“

„Nein, ich bleibe keine Minute länger hier!“

„Aber — Ihr Herr Gemahl —?“

Hildegard sah den Professor mit großen Augen an.

„Mein Gemahl? Er kann es mir nicht verbieten, daß ich in dieser, vielleicht der letzten Stunde meines einzig Geliebten an jene Stätte eile, wo nach dem natürlichen Gesetze unserer Herzen schon längst mein Platz hätte sein sollen. Jetzt vermag mich nichts mehr abzuhalten. — Kommen Sie!“

„Frau Gräfin, ich beschwöre Sie —“

„Ach, Sie scheuen die Verantwortung? — Nun, wenn Sie mich nicht als Freund begleiten wollen, so thun Sie es als Arzt. Das können Sie mir nicht verweigern!“

„Aber halten Sie es nicht für angemessen, den Herrn Grafen wenigstens von diesem Ihren Schritt, der ja am Ende den edelsten Absichten entspringt, zu verständigen? Ein paar Zeilen —“

„Die soll er später erhalten. Jetzt haben wir keine Zeit zu verlieren. Uebrigens kann Otto jede Erklärung entbehren, wenn er von Waldemar's Zustand erfährt und daß ich mich an sein Krankenlager begeben habe. Er weiß, was Waldemar mir einst gewesen, und wird errathen, was er mir noch immer gilt. — Aber was zaudere ich? Folgen Sie mir oder bleiben Sie — ich gehe meinen Weg, Niemand in der Welt soll mich daran verhindern!“

Und dem Professor voran, eilte sie zu dem Fiaker, der den alten Kammerdiener vom Bahnhofe zum Palais Wildenstein gefahren hatte.

\* \* \*

Victor ging die paar Tage in einer verzehrenden Unruhe umher. Er hatte in seiner Verzweiflung schon mehr als ein Mal den Anlauf genommen, Edal über die That ihres Vaters aufzuklären und so den Intriguen Martha's die Spitze abzubrechen, aber er vermochte es doch nicht. Und doch wußte er, daß er Edal in ihrer glücklichen Sorglosigkeit nicht belassen durfte. So schlich er sich stets an ihr vorbei und vermied es fast, sie anzublicken. Und es schien, als hätte seine Stimmung einen allgemeinen Druck über seine Umgebung verbreitet: Edal zog sich, als sie von ihm keine Auskunft über seine Düsternheit erhalten konnte, schein in sich selbst zurück, die Gäste seines Hauses vermieden es discret, ihn zu stören, und selbst Magnus, der sonst fast

täglich herüberkam, um mit dem Bruder zu plaudern, war schon länger ausgeblieben und zeigte sich, wenn er schon hie und da einmal vorsprach, ungemein einsilbig.

„Es ist wirklich, als läge ein Todter in unserem Hause!“ sagte Victor eines Abends mit bitterem Aufschauen, als er wieder einmal zufällig den Krüppel bei sich im Arbeitszimmer empfing. „Was habt Ihr nur Alle? Ihr weicht mir förmlich aus. Und besonders Du — Du gehst ja umher mit einer Miene, als ob Du eine Höllemaschine vorbereitet hättest!“

Magnus legte sich in seinen Stuhl zurück und sah gegen die Zimmerdecke.

„Ach Du — Du bist ein Träumer!“

„Ein Träumer? Zuwiefern?“

„Oder — ich glaube, Du verstellst Dich!“

Victor stutzte, weniger über die Worte, als über den sonderbaren Ton, mit welchem sie gesprochen wurden.

„Worin glaubst Du, daß ich mich verstelle? Ich weiß nicht, was Du mir da vorwerfen willst, aber es lauert in Deinen hingeworfenen Redensarten, wie ich schon seit Längerem bemerkte, ein gewisser Hinter Sinn, den ich endlich offen zu enthüllen bitte.“

„Nun, blic' doch um Dich, mach' die Augen auf — dann wird Dir vielleicht Manches klarer werden!“

„In meiner persönlichen Umgebung, meinst Du, in meinem Hause?“

„Allerdings. Um es kurz herauszusagen: es ist Deine Frau, die Du ein bisschen schärfer beobachten solltest.“

„Magnus! Was soll das? Was willst Du damit an-

deuten? Hast Du eine Anschuldigung gegen Edel zu erheben?"

„Ich nicht, aber —“

„Aber?“

„Aber die Anderen, die Leute, die in Deinem Hause verkehren, die ganze Welt, wenn Du willst, denn das Gerücht hat schon einen ziemlich breiten Weg genommen, wie ich mich erst vor Kurzem überzeugen konnte.“

„Was für ein Gerücht? Du sprichst in Räthseln.“

„Harmloser Junge! Ist es denn wirklich möglich, daß Du allein blind geblieben bist — Thatfachen gegenüber, die aller Welt in die Augen springen?“

Die Brüder sahen sich eine Weile forschend an. Dann lächelte Magnus in seiner bekannten sarkastischen Weise.

„Sage doch, ist dieser junge Gelehrte, dieser Professor Baumeister nicht ein sehr interessanter Mann?“

Victor erhob sich rasch. Seine Augen öffneten sich sehr weit.

„Doctor Baumeister!“ flüsterte er langsam. „Aber — wie ist mir denn? Und Edel, meine Frau — bringst Du mit diesem — Namen in Verbindung?“

„Ach, ich sehe, es beginnt bei Dir zu dämmern! Armer Bursche!“

Victor ging auf den Stiefbruder zu und schüttelte ihn derb am Arme.

„Ich höre wohl recht,“ leuchte er mit zuckenden Lippen, „oder soll ich das wirklich so verstehen, als ob — nein, ich kann's nicht aussprechen, nicht ausdenken, was

Du da für einen niedrigen Verdacht in mein Gemüth werfen willst! Und wenn Du nur nach müßigen Gerüchten combinirst, so sage ich Dir: es ist nicht wahr, es ist schändliche Verleumdung und Büberei!"

"Du nennst mich einen Verleumder, weil ich Dich in Deinem eigenen Interesse auf gewisse Dinge aufmerksam mache, die selbst dem Arglosesten Deiner Bekanntschaft zu denken geben?"

Victor ging mit großen Schritten auf und nieder. Er that sich Gewalt an, um seine Ruhe zurück zu gewinnen.

"Verzeihe!" sagte er nach einer Weile mit mehr Gelassenheit. "Ich halte Dich nicht für so boshaft, grundlose Ohrenbläsereien zu begehen. Du kannst Dich nur irren. Aber — ich möchte doch wenigstens die Grundlage kennen lernen, auf welcher Du Deine verdächtigen Muthmaßungen aufgebaut hast. Rede, sind solche — Grundlagen in der That vorhanden?"

"Nun ja — oder findest Du es nicht auch sonderbar, daß dieser Herr Doctor Baumeister immer bei Deiner Frau steckt? Professor Baumeister heißt jedes zweite Wort in ihren Gesprächen. Professor Baumeister ist ihr eine Art Gewissensrath, er ist sogar ihr Geschäftsträger, der alle die verwickeltesten Transactionen leitet, in welchen Edel neuerdings fast ihren Beruf zu suchen scheint. Sie thut nichts ohne ihn in ihren Angelegenheiten, die, wie ich vermuthete, auf Geldgeschäfte hinauslaufen; und sie unterordnet sich blind seinen weisen Rathschlägen — gerade so, als ob sie keinen Mann hätte, der doch vor Allen auf das Amt eines Schützers und Berathers Anspruch erheben könnte."

„Und — woher weißt Du das?“ fragte Victor mit heiferer Stimme.

„Aus ihrem eigenen Munde — wie Jedermann. Mein Gott! sie macht ja gar kein Geheimniß daraus, und es ist nur sehr wunderbar, daß Du der Einzige bist, der davon nichts zu wissen scheint.“

Victor biß sich auf die Lippen und athmete schwer.

„Nun gut — was ist am Ende dabei, daß sie den erfahrenen — Hausfreund zu Rathe zieht — in Dingen, die —“

„In Dingen, die einem Mediciner und Universitäts-Professor doch sonst nicht eben geläufig zu sein pflegen, denke ich. Und was hat Deine Frau überhaupt mit Finanzgeschäften zu thun — die sie vor Dir verbirgt?“

„Wer sagt Dir das? Ich weiß, daß sie die in unserer Zeit verzeihliche Marotte hat, ein wenig an der Börse zu spielen.“

„Ei, meinst Du wirklich, daß ein Weib, wie Edel, an derlei Operationen Gefallen finden könnte? Mir scheint vielmehr, daß eben dieser Professor Baumeister allein, auf eigene Faust speculirt — und daß Frau Doctor Sommer es ist, die ihm die Mittel dazu verschafft oder wenigstens ihm beispringt, wenn er durch einen verfehlten Coup in Verlegenheit geräth. Gälte es bloß ihr Interesse, so könnte sie Dich doch einweihen? Und glaube mir, solche Opfer, wie Edel sie schon diesem Herrn gebracht hat, — bringt man keinem bloßen — Freunde!“

„Magnus!“ schrie Victor qualvoll auf.

Dann schwiegen Beide.

Victor wollte seinen krausen Gedanken Zeit zur Klärung geben und trat in die Fensternische. Der Andere sah ihn eine Weile kopfschüttelnd an, dann griff er nach seiner Krücke, um sich aus der eigenthümlich schwül und drückend gewordenen Atmosphäre davonzumachen. Das Geräusch der



Krücke auf dem Parkett schreckte Victor empor. Er wandte sich rasch um nach dem Krüppel, der schon die Hand auf die Klinke der Ausgangsthüre legte.

„Glaube nicht, daß Du mich schon überzeugt hast, Magnus! Ich urtheile erst nach triftigeren Beweisen.“

„Meinetwegen,“ erwiderte Magnus leichtthin, ohne

sich noch einmal umzusehen; die kannst Du Dir ja verschaffen. Schau' Du nur, daß Du rechtzeitig Ordnung schaffst! — Ich habe Dich nur pflichtschuldig aus Deiner Sorglosigkeit geweckt. Das Weitere ist nicht mehr meine Sache. Leb' wohl!“

Victor ließ ihn hinausgehen, ohne ein Wort zu sagen. Aber er stand noch lange mitten im Zimmer, die eine Hand vor der fieberheißen Stirne, wie geistesabwesend vor sich hin — in's Leere starrend . . . . .

\* \* \*

Hätte Victor in das Geistesleben des unglücklichen Stiefbruders Einblick gehabt, er würde vielleicht seinen Charakter von einem richtigeren Standpunkte beurtheilt und dessen, von einer krankhaften Logik geleiteten, Wahrnehmungen nicht so viel Glauben geschenkt haben, wie er es wirklich that, obgleich er sich das zunächst selbst noch nicht eingestehen wollte.

Magnus war ja — ein Verliebter, und noch dazu ein Verliebter, wie es unglücklicher wohl keinen mehr geben konnte; die Trostlosigkeit seiner bemitleidenswerthen Leidenschaft mußte ihm sein verpfushtes Dasein noch elender erscheinen lassen. Trotzdem war er unmittelbar nach jenem Tage, an welchem ihm der Schwägerin gegenüber sein trauriges Geständniß entschlüpft war, jenem mildernden Einfluß zugänglich gewesen, den Edcl durch eine theilnehmende schweesterliche Freundschaft auf ihn auszuüben sich bestreben wollte. Sein Schmerz hätte sich zu einer Linderung abklärt unter ihrem keuschen Einflusse, der ihn dazu gebracht

hätte, jenes moralische Heldenthum auszuüben, das sie ihm als die ihm allein noch übrig bleibende Lebensaufgabe an's Herz gelegt hatte. Aber Edel's geheimnißvoll erscheinender Umgang mit Professor Baumeister hatte sie in diesem kranken Gemüthe gestürzt; sie war ihm nun nicht mehr die reine, ideale Schwester, als welche sie sich ihm gegeben hatte. Er währte sich auch in diesem Gefühle verrathen — und glaubte nun weniger als je an Güte und Echtheit in dieser Welt. Und es war auch etwas unbewußte Rachsucht dabei, wenn er diese einzige Frau, die ihm einst als ein Ideal menschlicher Erhabenheit erschienen war, in ihrer vermeintlichen Verlegenheit vor dem, in seinem blinden Vertrauen gleichfalls betrogenen, Gatten enthüllte. — — — — —

Am selben Abend, nachdem Magnus den Bruder mit einem so brennenden Stachel im Herzen allein gelassen hatte, versammelten sich die Bekannten zum jour fixe in seinem Hause. Victor mußte wieder einmal den freundlichen Wirth spielen — und er war entschlossen, sich in dieser Rolle auch nichts zu vergeben. Er wollte beobachten, möglichst objectiv urtheilen und darnach seiner Frau gegenüber handeln.

Ach, er wußte ja selbst noch nicht, daß das Gift, das ihm heute in's arglose Gemüth geträufelt worden war, schon zu verheerend gewirkt hatte, um ihn noch zu einer wirklich vorurtheilslosen Beobachtung zu befähigen! Ein böses Mißtrauen erstickte bereits die versöhnende Stimme seines Herzens, dem er weniger zu vertrauen geneigt war, als den kalten Vernunftgründen, von welchen er Magnus bedeutsame Mittheilungen dictirt glauben mußte . . . . .

Alle die gewöhnlichen Gäste waren heute wieder in den Salons versammelt, die der Reichsrathsabgeordnete Dr. Sommer allwöchentlich zweimal der geistigen Elite der Residenz öffnete. Nur Einer — der sonst nie fehlende Hausfreund — ward heute vermißt.

Victor spähte den ganzen Abend nach ihm aus, aber er stellte keine diesbezügliche Frage. Er wollte ohne sein Hinzuthun beobachten, in welchem Grade Edel von diesem ungewohnten Fernbleiben Notiz nahm. Daß sie übrigens gleich ihm nach dem Vermißten aussah, das konnte er jede Minute bemerken.

Da wandte sich Edel, die in ihrer ganzen, durch kostbare Geschmeide und eine herrliche Toilette gehobenen Schönheit prangte, direct an Baron Witting, einen ältlichen Cavalier, der halb Lebemann, halb Gelehrter — er nannte sich selbst mit Vorliebe einen Wissenschaft-Dilettanten — in der Gesellschaft als eine originelle Figur beliebt war.

„Wissen Sie, der Sie doch ab und zu die Vorlesungen des Professors Baumeister besuchen, wo unser Freund heute bleibt?“

Witting brachte das Lognon an seine stark kurzschichtigen Augen und näherte sich bis auf wenige Schritte der Hausfrau.

„Verzeihen Sie, Gnädigste, wie sagten Sie? Freund Baumeister, ja der hat seit vorgestern seine Collegien absagen lassen.“

Victor postirte sich neben seine Frau und fixirte mißtrauisch den lächelnden Baron, der ihm auch einer von Denen

zu sein schien, die sich über den geduldigen Ehemann in diesem Hause lustig machten.

„Und wissen Sie nicht, warum, Herr Baron?“ fragte Edel sehr interessirt.

„Ja, der Professor reiste nach Ulmenhorst, wie es heißt, um sich daselbst einem schwerkranken Patienten, dem Grafen Waldemar von Wildenstein, zu widmen. Er wird voraussichtlich längere Zeit ausbleiben.“

„Wie? Und davon benachrichtigte er mich nicht einmal? Er weiß doch, daß ich ihn gerade heute bestimmt erwartete —“

Edel brach verduzt ab, als sie dem Blick ihres Mannes begegnete.

„Die Abreise geschah so plötzlich,“ antwortete Witting, „daß ihm dazu vielleicht keine Zeit mehr übrig blieb.“

„Seltsam! Und nach Ulmenhorst, sagen Sie? Ach — ich will mich bei der Gräfin Otto Wildenstein darüber erkundigen; die wird wohl Näheres wissen. Danke, Herr Baron!“

Sie wollte mit einer leichten Verneigung an ihm vorüber, aber Witting hielt sie mit einer bittenden Geberde zurück, während er sie fortwährend durch sein Augenglas betrachtete.

„Sagen Sie doch, lieber Baron,“ bemerkte jetzt Victor, indem er sich zu einem leichten, scherzhaften Tone zwang, „was ist an meiner Frau, das Sie in so angelegentliche Observation nehmen?“

„Pardon! Es ist dieser reizende Schmuck, den ich schon neulich an der gnädigen Frau sah, den ich aber erst

heute in der Nähe zu bewundern Gelegenheit habe. Wirklich — ein Meisterstück!"

Edel griff sich mit einer hastigen Bewegung an den Hals; es entging Victor nicht, daß sie verlegen wurde.

"Sie meinen dies Collier? — Es ist ein Geschenk meines Mannes — ich habe es erst seit kurzem."

"Ah — ah, wahrhaftig, eine erstaunlich kunstvolle Imitation. Selbst ich, der ich mir anmaßen darf, kein unbedeutender Kenner von Edelsteinen zu sein, wäre fast getäuscht worden."

"Entschuldigen Sie, Baron," lächelte Victor, "hier haben Sie sich aber dennoch getäuscht, denn dieses Halsband — ist echt, so viel ich weiß."

"Herr Doctor! Nein, erlauben Sie — aber hm! hm!" Der Baron hüftelte und drehte mit schalkhaftem Lächeln seinen Schnurrbart. "Vergeben Sie! Ich will nicht indiscret sein. Wenn Sie, der Geber dieses Geschenkes, behaupten, der Schmuck sei echt, so — so bin ich wohl verpflichtet — häähäh! — ihn dafür zu halten."

"Ach, lassen Sie doch —!" wollte Edel unterbrechen. Aber sie kam nicht weiter. Victor nahm ihren Arm wie spielend in den seinen und tändelte mit ihrem Bracelette. Er that, als merke er es gar nicht, daß sie wie mit Blut übergossen da stand und in ängstlicher Erregung fieberte.

"Bleiben Sie nur, Herr Baron!" wandte er sich wieder an Witting, der sich mit einer ehrerbietigen Verbeugung losmachen wollte. "Es waltet hier ein Mißverständnis ob. Sie glauben wohl, ich hätte meine Frau getäuscht, indem ich ihr einen imitirten Schmuck als echt schenkte.

Und da wollen Sie mich durch Ihr Urtheil nicht Lügen strafen. Aber ich versichere Ihnen, das Collier kostete gegen zwölftausend Gulden. Und ich habe es gar nicht gekauft, sondern meine Frau selbst — mit meiner Vollmacht. Bekennen Sie also, daß sich selbst ein so berühmter Diamantenkennner wie Sie einmal auch gewaltig irren kann!"

Witting sah kopfschüttelnd von Einem zum Andern, betrachtete wiederholt den fraglichen Schmuck und platzte dann mit einem Achselzucken gerade heraus.

„Du lieber Himmel — ich kann mir nicht helfen. Gnädige Frau — dann sind Sie abscheulich betrogen worden. Man hat Ihnen Straßsteine als echte Diamanten verkauft!"

„Ei verflucht!" lachte Victor ärgerlich. „Edel, was sagst Du dazu? Fast unglaublich! Wo hast Du denn den Schmuck gekauft?"

„Den Schmuck?" stotterte Edeltrud und wurde bald blaß, bald wieder roth. „Ich weiß nicht mehr genau — ich glaube — aber nein, nein, das ist ja nicht möglich! Sie irren sich, Sie müssen sich irren, Herr Baron!"

„Gnädige Frau!" machte Witting mit einer Geberde des Bedauerns. „Ich wollte in Ihrem Interesse, ich hätte unrecht. Aber — der Schmuck ist falsch; sagen Sie, was Sie wollen! — Sie hätten einen erfahrenen Kenner mitnehmen sollen, als Sie sich zu dem Kauf entschlossen. Warum besorgten Sie das auch ganz allein?"

„Aber wie ist mir denn!" warf Victor mit forschendem Blick dazwischen. „Sagtest Du mir nicht, Du wärest mit — mit irgend Jemand gewesen?"

„Ja,“ hauchte Edel halb geistesabwesend, „mit — mit Professor Baumeister.“

Victor grub die Zähne in die Unterlippe und starrte seine Frau einen Moment an, als wolle er sie mit seinen Blicken durchbohren.

„Mit unserem lieben Herrn Professor, so, so!“ sagte er dann mit erzwungener Kälte. „Schade, wirklich schade, daß er gerade heute abwesend ist — und man ihn in dieser Sache nicht befragen kann!“

Er wollte sich an den Baron wenden, aber der hatte sich während der letzten Sekunden davongeschlichen. Er erwünschte wohl seine Boreiligkeit, mit der er da zwischen dem Ehepaare eine peinliche Scene heraufbeschworen hatte, die kaum eine harmlose Erklärung zuließ.

„Wir wollen zu gelegenerer Zeit über diese Angelegenheit weitersprechen, meine Liebe!“ flüsterte Victor seiner Frau frostig zu. „Hier ist nicht der Ort dazu; wir haben gesellschaftliche Pflichten!“

Er ließ sie stehen und verlor sich in einem der angrenzenden Zimmer.

Er vermied es den ganzen Abend über, ihr nochmals zu begegnen, er wollte sich in einer regen Conversation mit den Gästen zerstreuen, aber er konnte es nicht hindern, daß seine Gedanken immer wieder zu dieser kleinen, für ihn so bedeutungsvollen Episode zurückkehrten.

„Sie ist schuldig! sie ist schuldig!“ klang es ihm fortwährend wie Sturmgebräus im Ohre. „Kannst Du noch zweifeln?!“

O, wenn doch nur dieser saubere Herr Professor da

gewesen wäre; er hätte wohl Gelegenheit gehabt, sich den Schlüsselstein zu dem Gebäude seiner furchtbaren Muthmaßungen zu verschaffen.

Aber brauchte es denn eigentlich noch dessen? Es lag ja klar am Tage: Edel wußte, daß der Schmuck, für den sie die volle Summe empfangen, falsch war, sonst wäre sie ja nicht so entsetzlich verlezen gewesen. Und wer noch Mitwisser war — das hatte sie ja selbst deutlich gesagt . . . .

Professor Baumeister hatte also dazu geholfen, ihn zu betrügen. Und weshalb? Victor wollte den schwindelnden Gedanken, der sich in unerbittlicher Logik an diese Prämisse knüpfte, schier nicht ausdenken.

War es denn möglich? Und so gemein, so niederträchtig ordinär . . . .! Dieser Professor und Edel . . . .! Und Geld, Geld war das AGENS . . . .!

Er hätte es laut hinausschreien mögen, was ihm mit Höllenqualen das Herz zerfleischte . . . .

### Sechzehntes Capitel.

Das ird'sche Leben braust in rauhen Tönen,  
Es will ein streng Gesetz für seine That.

Theodor Körner. („Rosamunde.“)

Victor hatte die ganze Nacht schlaflos, im Arbeitszimmer auf und abwandelnd, zugebracht. Gegen Morgen verließ er das Haus und wanderte mechanisch der Stadt zu. Er wollte seiner Frau ausweichen; er konnte ihr jetzt noch nicht Rede stehen, wenn sie ihn um die Ursache seiner auffallenden Verstörtheit gefragt hätte.

Als er die Mariahilferstraße zum Ring hinabkam, faßte er die plötzliche Idee, bei der Gräfin Wildenstein vorzusprechen. Hildegard, die Freundin Edel's, sollte ihm reinen Wein einschenken, sollte ihm Anhaltspunkte dafür geben, wie weit zwischen der vormaligen Baronesse Hoheneck und diesem Professor Baumeister ein Freundschaftsverhältniß bestand. O, noch vermochte Victor das Entsetzliche nicht zu glauben! Die Helle des aufbrechenden Frühlingmorgens hatte seine nachtschwarzen Gedanken etwas milder gestaltet. Freilich, die bestehenden Anzeichen ließen sich nicht hinwegläugnen — und er hatte in seinem selbstquälerischen Geiste noch eine ganze Reihe imaginärer Momente ergrübelt, die für eine Schuld zeugten. Aber nein, nein, Hildegard wird alle diese häßlichen Schatten mit Einem Worte verscheuchen, wird ihn auslachen, schelten — und Alles wird sich in freundlicherem Lichte zeigen . . . . .

Der Diener, den er fragte, ob die Gräfin zu sprechen sei, empfing ihn mit einem verlegenen Achselzucken und wies ihn an den Grafen. Victor wollte sich schon wieder entfernen, als Wildenstein aus seinem Cabinet trat und ihn begrüßte.

„Ah, Sie, Herr Doctor! Ein glücklicher Zufall! Ich wollte Sie dieser Tage schon aufsuchen, um von Ihnen — oder vielmehr von Ihrer Frau Gemahlin einige Fingerzeige in einer äußerst peinlichen — Angelegenheit zu erhalten.“

„Sie? Von meiner Frau?“ erwiderte Victor sehr erstaunt, während er dem Grafen in sein Zimmer nachfolgte. Wildenstein zeigte eine auffallende Unruhe.

„Nun ja, Ihre Gemahlin und — die meine waren ja seit jeher intime Freundinnen . . . . .“

Victor stutzte. „Und Sie wollten —? Aber das ist doch höchst seltsam! Auch ich hatte die Absicht, von der Freundin meiner Frau etwaige Aufschlüsse zu erbitten über eine räthselhafte Angelegenheit.“



„Ich will Ihnen Alles sagen!“ begann Otto nach kurzem Zögern entschlossen. „Mein Gott, diese Geschichte wird ja ohnehin in kurzer Zeit in der ganzen Gesellschaft bekannt werden, denn sie läßt sich schlechterdings nicht verschweigen! — Hören Sie denn: Gräfin Hildegard hat mich verlassen, treulos verlassen und findet den Muth, mir das ohne Scheu zu schreiben. — Hier, lesen Sie selbst!“

Victor nahm mechanisch das Briefblatt, das ihm der Graf reichte und las.

„Mein Herr Gemahl! Als Sie sich um meine Hand bewarben, war es Ihnen bekannt, daß ich Ihnen kein Herz in die Ehe mitzubringen habe. Sie wußten auch, an wen ich dieses Herz bereits verloren hatte, denn ich machte Ihnen keinen Hehl daraus. Daß dieses Herz, das ich verrathen und ertödtet glaubte, noch einmal die alten Blüthen treiben werde, das wußte ich ebenjowenig wie Sie. Nun denn — es ist geschehen! Ich setze Sie davon in Kenntniß, weil rückhaltslose Offenheit von jeher die eheliche Treue war, die ich Ihnen gelobte. Da die Liebe nach unserem Uebereinkommen von vornherein nicht zu den Bedingungen unseres Ehepacts gehörte, so ändert das jüngste Ereigniß nichts in unserem Verhältniß, denn Sie werden wohl so viel Hochachtung vor mir haben, daß Sie mir glauben, daß nur rein ideale Beweggründe mich veranlaßten, an das Krankenlager — vielleicht das Sterbebett Desjenigen zu eilen, dem allein mein Herz gehörte. Die Welt lassen Sie von diesem Schritte denken, wie sie mag! — Hildegard.“

Victor warf den Brief auf den Schreibtisch.

„Sehr hübsch gesagt,“ lachte er ironisch; „sie wissen ihrer Treulosigkeit immer noch das Mäntelchen des Idealismus umzuhängen!“

Wildenstein erwiderte nichts. Er ging mit verschränkten Armen auf und ab — mit finstern Gesicht und unheimlich brütenden Blicken.

„Und es ist — Ihr Bruder, Herr Graf, bei welchem sie jetzt weilt? Ich hörte, er sei in der That schwer erkrankt?“

Wildenstein zuckte die Achseln.

„Wer weiß, vielleicht ist das Alles nur — Comödie!“

„Sie glauben also nicht, daß die Gräfin zu Ihnen zurückkehren wird?“

„Nein!“

„Aber in diesem Briefe deutet sie doch an —“

„Lassen wir das!“ unterbrach ihn der Graf. „Ich fürchte — sie ist für mich verloren. — Hm! Sie begreifen, wenn man in der großen Gesellschaft lebt, kann man sich über ihr Verdammungsurtheil nicht hinwegsetzen.“

Wildenstein hatte allerdings ganz andere Gründe, an der Rückkehr seiner Gemahlin zu zweifeln. Er erwartete jeden Tag weitere Nachrichten aus Ulmenhorst, die ihm Gewißheit geben würden, daß die mit dem unglücklichen Majoratsherrn geplanten Machinationen nicht nur mißglückt, sondern daß auch die Urheber derselben entdeckt seien. Er hatte ja durch den Kammerdiener Gärtner erfahren, daß Kosewicz entflohen war; es war also höchste Gefahr im Verzuge, sonst hätte wohl der Pole seinen Platz zu behaupten und seine verderbliche Rolle zu Ende zu spielen gewußt. Und gerade diese Ungewißheit war es, die ihn entsetzlich peinigte. Er war deshalb auf die Idee gekommen, bei der Frau Doctor Sommer Erkundigungen einzuziehen. Es war ja sehr gut möglich, daß Hildegard der Freundin darüber Mittheilungen gemacht habe.

Jetzt freilich erkannte Wildenstein, daß Edel über die Vorgänge auf Ulmenhorst eben so wenig unterrichtet war, oder daß doch zumindest ihr Mann davon keinerlei Kenntniß besaß. Darum war die Unterredung mit ihm eigentlich gegenstandslos geworden.

„Ist es wahr,“ erkundigte sich Victor noch beim Abschied, „daß jener famose Professor Baumeister die Frau Gräfin begleitet hat?“

„Ich hörte davon. Er will die Behandlung des Patienten übernehmen.“

„So wünschenswerth dies im Interesse des Kranken ist, so fatal ist es mir, denn ich hätte diesen Herrn gerne — hier gehabt, zum Zweck einer wichtigen Unterredung, die ich nur mit Bedauern aufschiebe.“

Victor lachte erbittert auf, als er auf der Straße angelangt war.

Dieser Professor Baumeister war doch ein Tausendjassa! Wer weiß, ob er es nicht auch war, der in der Gräfin Hildegard den Gedanken befestigte, zu Waldemar zu fliehen. Der Mann schien dazu prädestinirt zu sein, die Ehemänner zur Verzweiflung zu bringen, ob er nun auf eigene oder auf fremde Rechnung arbeitete.

Victor war keiner veröthlicheren Beurtheilung mehr zugänglich. Die Worte Wildensteins, an die dieser doch selbst nicht einmal glaubte, ließen ihm auch den Schritt der Gräfin im gehässigsten Lichte erscheinen.

Ja, Beschönigung war es, nur — Comödie, wie Wildenstein gesagt hatte, wenn sie ideale Beweggründe vorschob. Und Victor hätte früher doch auf die Tugend dieser Frau Gräfin geschworen, wie auf die — ihrer Freundin Edel . . . .

Jetzt zweifelte er nicht mehr, daß die Welt mit Recht das Aergste von seiner Frau wußte. Und nur er, er allein war der blinde Narr gewesen! — Aber so geht es ja immer!

Er glaubte nicht mehr an Tugend und Heiligkeit. Mein Gott, es sollte ihm wohl bestimmt sein, in jeder seiner Ehen betrogen zu werden! . . .

Aber er wollte nicht feige zögern, sich Gewißheit zu verschaffen. Gleich, auf der Stelle mußte er eine Entscheidung herbeiführen. O, er hatte so schwer an der Sorge getragen, wie er von Edel's Haupt den Streich abwenden könne, den Martha in ihrer Nachsicht plante; er wäre zu den größten Opfern bereit gewesen, um Edel davor zu bewahren, daß sie das Schicksal ihres Vaters in Erfahrung brachte — ach! lag nicht ein Zug dämonischer Gerechtigkeit darin, daß Martha es war, die der Rivalin den Streich versetzen wollte? Mochte sie immerhin erfahren, wie es thut, in einem frommen Glauben getäuscht zu werden! War denn nicht auch Victor der Glaube an Edel Religion gewesen?

Er fuhr ohne Säumen nach Hause, entschlossen, mit Edel sogleich abzurechnen.

Sie schien ihn wohl auch erwartet zu haben, denn sie empfing ihn ohne Erstaunen, und es war doch eine Seltenheit, daß er um diese Vormittagsstunde ihr Boudoir betrat.

Victor bemühte sich, ruhiges Blut zu bewahren.

Für den ersten, einige Sekunden langen Moment standen sich die beiden Gatten schweigend gegenüber.

„Victor, Himmel, was ist Dir? Wie siehst Du aus, was hast Du?“

„Ach, findest Du mich wirklich verändert? Nun, es ist nicht meine Schuld; auch ich habe Ursache, eine seltsame Veränderung zu beklagen.“

Edel trat einen Schritt zurück und sah ihn mit bangem Erstaunen an.

„Das überrascht Dich doch nicht?“ fuhr Victor fort. „Oder hast Du vielleicht geglaubt, daß ich ewig der alte Thor bleiben werde?“

„Victor, was ist das? Du sprichst das ja wie — wie eine Schmähung —“

„Nein, ich will ruhig sein,“ sagte er mit verändertem Tone. „Ich will die Sache klar und einfach besprechen — ohne dramatische Einleitung. — Also, um an das Gefrige anzuknüpfen: Hat Baron Witting Recht oder nicht — oder vielmehr: weißt Du, daß Dein vielbewundertes Brillantencollier nicht echt ist?“

Edel erblichete und zögerte in höchster Befangenheit mit einer Antwort. Victor drohte seine mühsam bewahrte Fassung zu verlieren.

„Sprich doch!“

„Nun, ja denn — ich weiß — der Schmuck ist falsch!“

„Ach! Und Du hast doch von mir die Summe verlangt und erhalten, welche —“

„Verzeihe, ich wollte es Dir erst nicht gestehen,“ antwortete sie mit überstürzender Hast, „ich — ich brauchte Geld — ich — ich hatte empfindliche Verluste — Du weißt, ich trieb etwas Speculation —“

„Und da Du diese Verluste verbergen wolltest, griffst Du zu allerlei versteckten Mitteln. Sehr gut!“ rief er mit verlegendem Hohn. „Wie konntest Du aber auch auf die Idee verfallen, einen Stubengelehrten zum Agenten in Börsengeschäften zu machen? Denn Baumeister war doch dein Amanuensis, nicht wahr?“

Er fixirte sie mit einem durchdringenden Blick, welcher Edcl in die peinlichste Verwirrung setzte. Das gab ihm die letzte Gewißheit ihrer Schuld.

„Rede!“ rief er rauh. „Du hast noch weitere Heimlichkeiten vor mir — und dieser Professor steht damit in sehr enger Verbindung. Das weiß die ganze Stadt. Nun — und ist das wahr?“

„Mein Gott, Victor — dieser Ton! — Du glaubst nicht, daß ich finanzielle Verluste hatte, zu deren Deckung ich jenen Schmuck —“

„Nein, ich glaube Dir nicht!“ schnitt er ihr das Wort vom Munde ab. „Aber Du sollst mir die Wahrheit sagen. Warum kauftest Du einen falschen Schmuck — und was hat Baumeister mit dieser Sache zu thun?“

Edcl zitterte am ganzen Körper. Sie kämpfte mit einem Entschluß. Sie wollte schon die Lippen öffnen zu einem unumwundenen Geständniß, da konnte sich Victor nicht mehr beherrschen.

„Nun, Dein Schweigen sagt ja genug, Glende! Ich brauche auch gar nicht zu wissen, welche schmutzige Beziehungen zwischen Deinen sogenannten Speculationen und diesem Herrn Professor bestehen: ich will diese gemeine Möglichkeit gar nicht aussprechen. Es genügt, daß sein bloßer Name Dein Gewissen anklagt.“

Edcl stieß einen kurzen Schrei aus und richtete sich empor.

„Ah! Versteh' ich recht? Das also, das —? Aber nein, ich kann doch diese niederträchtige Anschuldigung nicht wiederholen!“

Sie preßte die Zähne aufeinander, um nicht in Weinen auszubrechen. Ihr weiblicher Stolz bäumte sich zu wildem Trotz auf. Bleich, mit blitzenden Augen, stand sie da, die Arme vor der stürmisch wogenden Brust verschränkt.

„Du willst also nicht reden?“ rief Victor gepreßt; seine Wuth machte ihn schier schwindeln. „Du suchst nicht einmal nach Worten, um Dich zu entlasten?“

„Ich würde eine solche Vertheidigung als eine schmählische Erniedrigung betrachten!“ sagte sie kalt und wandte ihm den Rücken.

Victor ließ sie ungehindert hinausgehen. Ihre ganze Haltung frappirte ihn doch; es war, als riefte ihm eine innere Stimme zu, daß er ungerecht sei, daß er sich getäuscht habe, aber dann stachelte ihn das einmal erweckte Mißtrauen wieder auf. Wie, er sollte sich am Narrenseile führen lassen? Ihr Stillschweigen sollte mit einem Male die zahllosen Anlagemomente widerlegen? Ist das nicht das Mittel aller derjenigen, die kein Wort zur Vertheidigung finden? . . . . .

Er warf mit einer trostigen Bewegung den Kopf zurück und verließ das Zimmer. Gut! Wenn Edel consequent sein wollte, so mußte sie nach dem Vorgefallenen sich von ihm zurückziehen — sein Haus verlassen. Aber durfte er sie halten? — Nein, denn wenn sie das konnte, dann war es ja gerade ein Beweis, daß ihr die Liebe ihres Gatten nicht mehr das Höchste galt. — — — — —

„Herr Doctor Kosewicz wünscht den Chef dringend zu sprechen!“ meldete der Redaktionsdiener, indem er das Bureau des Gewaltigen, des Herausgebers Bröse betrat.



Bröse sprang wie von der Tarantel gestochen von seinem Ledersauteuil hinter dem Schreibtisch empor.

„Ro—se—wicz?“ wiederholte er mechanisch.

„Ja, und er sagte, er müsse unbedingt vorkommen.“

Bröse kniff die Lippen zusammen und suchte unwillkürlich eine Stütze an einer Ecke der Schreibtischplatte.

Der Augenblick, den er bislang gefürchtet hatte, war nun gekommen. Rosewicz war da — und nun ging es an die Abrechnung.

Der Journalist hatte bereits von Otto von Wildenstein vernommen, welcher ungeahnten Ausgang das Ulmenhorster

Complot genommen, und hatte sich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß Kosewicz über kurz oder lang bei seinen beiden Auftraggebern vorsprechen werde, um sich seinerseits auf irgend eine Weise für seine mißglückte Mission schadlos zu halten.

Trotzdem aber stand Bröse nun diesem Besuche fast unvorbereitet gegenüber; er wußte nicht, wie er sich zu ihm stellen sollte.

„Nun,“ wagte der Redactionsdiener den nachsinnenden Chef in respectvoller Weise zu erinnern, „was darf ich dem Herrn sagen?“

„Lassen Sie ihn herein!“ erwiderte Bröse mit einer trostigen Geberde und ließ sich wieder auf seinen Sitz nieder.

Der Diener ging, und zwei Minuten später stand „Doctor“ Kosewicz vor dem Herausgeber des „Unparteiischen.“

Der Pole sah sehr consternirt aus. Seine Kleider waren beschmutzt, der Hut zerknittert und das Hemd unter der nachlässig geknüpften Cravatte trug deutliche Anzeichen eines über Gebühr langen Gebrauches.

Bröse erwiderte den flüchtigen stummen Gruß des Eingetretenen nicht und beobachtete eine äußerst kühle Reserve.

„Du siehst mich erstaunt, lieber Freund,“ begann er nach einer Pause, während welcher er die ramponirte Figur des Polen von Kopf bis zu Fuß gemustert hatte. „Ich glaubte Dich doch in Ulmenhorst.“

Kosewicz rieb sich die stacheligen Stoppeln seines unrasirten Kinnes und lächelte den Journalisten höhniisch an.

„So? Du willst mich glauben machen, Du wüßtest nicht, was — da draußen vorgegangen ist? Nun, ich will

Dir's in Kurzem sagen. *Mes est perdu, mon ami!* Wir haben uns blamirt. Ich habe Reißaus genommen — und da bin ich! Mein erster Gang — war zu Dir. Mußt jetzt schauen, Alter, daß ich mich rauswickeln kann aus meiner verdammten Lage. *Kitzliche Geschichte, meiner Seel'!*“

Bröse schwieg eine Weile. Er wollte den Mann nicht verstehen.

„Ich begreife nicht ganz. — Du hast also heute oder gestern Deinen gräßlichen Pflegling verlassen?“

„He? Zum Donnerwetter, 's sind schon sechs Tage, daß ich aus dem unheimlichen Eulennest ausgekniffen bin.“

„Sechs Tage? Aber erlaube, Du sagst ja, Dein erster Gang —.“

„Bin erst heute nach Wien gekommen. Glaubst Du denn — auf der Bahn? Teufel! Hab' mich nicht recht getraut, denn wer weiß — vielleicht hat Polizei schon Wind von der ganzen *Affaire*. Nein, Kamerad, habe zu Fuß den ganzen Weg gemacht — und meistens bei Nacht. Mußt drum auch entschuldigen, wenn mein Cadaver nicht ganz salonsfähig aussieht! *Hähähäh!* — Hab' mich vorläufig unter fremdem Namen in einer elendigen Spelunke — in *Sernals* draußen — einquartirt, bis — bis ich Mittel habe, weiterzudampfen. — Aber sag' im Ernst — Du weißt noch nichts von da draußen — von *Ulmenhorst*? Es redet sich also nichts herum — vom *Grafen Waldemar*? — Es heißt doch, ein *Psychiater* von der Universität sei bei ihm — hm! und da wird doch — Allerlei von der dummen Geschichte aufgedeckt werden, — wenn der Herr Professor unseren *Grafen* zum *Plaudern* bringt . . . ?!“

„Du sprichst für mich in Räthseln. Ich verstehe kein Wort von Deinem Kauderwälsch. Was soll aufgedeckt werden, wie Du Dich ausdrückst, und wovon fürchtest Du, daß der Graf plaudern könne?“

„Gottes Tod! Bröse, Du bist schwer von Begriffen. Höre, wie die Dinge stehen — und Du wirst zugeben, daß ich Recht habe, böse Folgen zu fürchten. — Graf Waldemar hat, wie ich Dir ja vor zwei Wochen ausführlich geschrieben habe, vor etlichen Jahren in Indien in dem Rencontre mit dem unbekanntem jungen Gelehrten — hm! jedenfalls irgend ein Unglück angerichtet. Ob der Mann starb oder bloß verletzt wurde — dessen weiß sich der Graf nicht mehr zu erinnern; er war ja damals schwer berauscht. Meine Aufgabe war es nun, Wildenstein seine Bitte zu erfüllen und ihn durch eine sogenannte hypnotische Suggestion, wie der terminus technicus lautet, in eine scheinbare Recapitulation jener fatalen Streitscene zu versetzen. Der arme Bursche, er war ja schon seit Langem wahnsinnig, aus Furcht — vor dem Wahnsinn! Kommt mitunter vor. — Nun, so eine zweifelhafte Lage wie die seinige, ist am Ende schlechter als die nackte Gewißheit. So war's schließlich gar ein Dienst, wenn ich ihm nachhalf, das heißt, seinen Weg zum Irtsinn beschleunigte. Und dieses Ziel war nach meinen Beobachtungen und Berechnungen nicht zu verfehlen, sobald es mir gelang, ihm die feste Ueberzeugung beizubringen, daß er damals — unglücklicherweise sehr gut bei Schuß gewesen. Das Bewußtsein eines — Mörders muß ihm den Geist vollends aus der Bahn des Normalen schmeißen. Bon! Hab' sogar darauf gerechnet, daß er zum Re-

volber greifen wird. Was, wär' doch die prächtigste Lösung gewesen? Dann hätt' sein Bruder Otto nicht nur allein das Majorat übernehmen — sondern gleich auch die ganze Erbschaft antreten können. — Ei verflucht! Hab' in meinem fröhlichen Sanguinismus nur wieder einmal mein ewiges, abscheuliches Pech vergessen! Zu dumm!“

Es lag eine Art gräßlichen Galgenhumors in der wunderlichen, slavisch accentuirten Erzählungsweise des Polen. Bröse unterbrach ihn mit keinem Worte. Er legte sich mittlerweile zurecht, wie er sich ihm am besten entgegenzustellen habe, denn daß die Absichten des Charlatans zuletzt auf eine unangenehme Anforderung hinausliefen, das hatte er sofort ausgewittert.

„Wie ich Dir nun sage,“ fuhr Kosewicz fort, „ich glaubte meiner Sache sicher zu sein. Es war eine Nacht festgesetzt zu dem Experiment. Ich setzte dem Grafen durch eine gut gewürzte Dosis abstruser Philosophie schon vorher gehörig zu, bis ich ihn in der richtigen Stimmung hatte, wo es mich nur mehr einen Streich kosten konnte, ihn zur völligen Nartheit zu befördern. — Ja profit Mahlzeit! ich rechnete nicht damit, daß der Körper des Grafen noch eher erliegen mußte als sein Geist. Kein Wunder! der arme Teufel hat auf seine Gesundheit förmlich eingetobt; das hätte kaum die robusteste Natur ausgehalten, was er sich selbst Alles zugemuthet hatte. — Na, daß ich zur Pointe komme! Ich schritt zur Ausführung — eine wahre Schindlersceremonie. Ich legte ihm die Hände auf und setzte ihn in den hypnotischen Schlaf. O, er ist ein sehr gefügiges Medium, und es war Kinderspiel! Ich rief ihm Alles in's

Gedächtniß, was er mir selbst an näheren Umständen über jene nächtliche Scene berichtet hatte. Ich erweckte in ihm den Wahn, ich selbst sei jener Unbekannte, der damals unter seiner Kugel fiel. Ich schrie ihn an, er gab verworrene Antwort — ich wollte ihn eben veranlassen, in der Hypnose nach der imaginären Pistole zu greifen . . . da, da blieb er still; mein Einfluß war zu Ende. Ich wollte ihn emporrütteln, flüsterte ihm in's Ohr, stieß ihn vor die Brust — da fiel er vom Stuhl, regungslos, mit gläsernen Augen . . . Bröse, ich muß Dir's gestehen, in dem Augenblick prickelte mir was durch die Nerven wie ein höllisches Grauen. Ich sprengte ihm Wasser in's bleiche Gesicht und bot Alles auf, ihn zu beleben — vergebens. In närrischer Angst glaubte ich ihn — getödtet zu haben, und — alle Geistesgegenwart verließ mich — ich konnte mit dem Mann nicht mehr allein sein; ich rief um Hilfe, eilte auf den Corridor hinaus und holte den Kammerdiener und andere Leute, um den — Kranken zu Bett zu bringen. Die Lakaien wollten gleich nach dem Doctor in's Städtel schicken — das durst' ich natürlich nicht leiden. Wir schleppten also den Grafen in sein Schlafzimmer; ich gab ihm Erfrischungsmittel, auf die er endlich reagirte; er schlug die Augen auf, aber schien ohne Besinnung. — So wachte ich bis gegen Morgen an seinem Lager, bis mich in dem Lehnstuhl die Müdigkeit überwältigte und ich in einen leichten Schlummer verfiel. Ich konnt' noch nicht lang so hingedämmert haben, da weckt mich jäher Schmerz an meiner Kehle. Ich sprang auf — und röchelte unter der Faust des Grafen, die mir an der Gurgel saß. Nur mit

äußerster Mühe konnt' ich mich losringen. Der Unglückliche schien die Kräfte eines Riesen erhalten zu haben. Seine Augen loderten im schrecklichsten Wahnwitz, unter heiserem Schreien und Lachen stürzte er sich neuerdings auf mich — ich fahre zurück und reiße ihn, da er nicht losläßt, aus dem Bette; ich strauchle und falle — er über mich, wir wälzen uns auf dem Teppich — seine Finger zucken



immer wieder nach meiner Kehle; Angst und Verzweiflung umkrallen mich, wie ich seinen keuchenden heißen Athem in meinem Gesicht fühle, sein schrilles Gelächter und Gebrülle im Ohr gellen höre, meine Kräfte drohen zu schwinden, wie die seinen zu wachsen scheinen — und ich schreie mit ihm, schrei' in gräßlicher Furcht — bis man von allen Seiten hereinstürzt und mich von dem Tobenden befreit. — Ach, das war, beim Satan, ein pikantes Intermezzo! — Ich

raffte meine Geistesgegenwart zusammen und kam zu dem Schluß, daß es für mich am besten sei, wenn ich, während noch Alles um den Grafen beschäftigt war und Keiner Zeit hatte, auf mich zu achten, meine Haut in Sicherheit brachte. War auch höchste Zeit, denn der alte Kammerdiener und der baumstarke Verwalter Frost hatten mir schon längst ein bißel auf die Finger gesehen und einen Pick auf mich geworfen. Ich benutzte also die allgemeine Verwirrung und machte mich auf die Socken . . . . Was weiter geschah, das weiß ich nicht — ich hielt mich im Feld versteckt, bis es dunkel wurde und ich meine Flucht fortsetzen konnte. Na, ich hab' Dir schon gesagt, wie ich den Weg daher zurücklegte. Puh, es war ein förmliches Kosakenstückel!"

Kosewicz wischte sich den Schweiß von der Stirne und ließ sich in einen Stuhl fallen. Die Erinnerung an seine Erlebnisse auf Almenhorst und seine Flucht schien ihn jetzt noch gewaltig anzugreifen.

Bröse war mittlerweile mit sich völlig in's Reine gekommen. Er mußte sich sagen, daß die Befürchtung des Polen, Professor Baumeister könne hinter die ganzen teuflischen Anschläge wider Waldemar von Wildenstein kommen, wohl begründet sei. In diesem Falle liefen er — Bröse und Graf Otto von Wildenstein nicht weniger Gefahr als ihr Werkzeug, Adam Kosewicz. Dem Letzteren auf die Flucht zu helfen, war nicht rathsam, denn, wer weiß, vielleicht spürte man ihm schon nach — oder man erreichte ihn später. Es galt also, ihn abzustößen. Wenn Alles schief ging, hatte der geriebene Bröse ja stets noch — seine freche Stirne. Und Otto Wildenstein war scheinbar doch der Ein-

zige, der aus den Machinationen des Polen Vorthail gezogen hätte.

„Sage doch, Adam,“ meinte Bröse in aller Ruhe, „weshalb erzählst Du mir da diese ganze abenteuerliche Geschichte?“

„Weshalb? Tod meines Lebens! Ich dünkte doch, es läg' auf der Hand. Du sollst mir helfen! Du sollst mir die bedungene Summe ausbezahlen, damit ich mich salviren und über's Meer gehen kann. Es ist doch in Deinem und Deines Cumpans Interesse, denn — am Ende geht's ja auch um Euren Kragen!“

„Wieso? Ich wüßte nicht, wie Du mich mit Deinen Schaudermären in Verbindung bringen könntest. Was kümmern mich Deine Angelegenheiten? Hilf Du Dir, wie Du kannst — ich wasche meine Hände in Unschuld!“

Dosewicz sprang mit einem jähen Satz von seinem Stuhl empor.

„Hui!“ pfiß er durch die Zähne und lachte zornig auf. „Haha! Versteh' ich Dich recht, mein Süßer, so — so sinnst Du da auf einen hündischen Verrath? Oho, Bürschchen, gib Acht! Warst Du es nicht, der mich für diesen ganzen Plan, den ich — bei meiner armen, sündigen Seele sei's geschworen — aufrichtig bereue, der mich für diesen Coup förmlich miethete? Wir haben's doch klipp und klar ausgemacht. Graf Waldemar sollte für wahnsinnig erklärt, unter Curatel gesetzt werden, vielleicht, wenn's gut ging, gar sterben; und sein Bruder hätte im ersteren Falle, als sein Curator, zumindest schon das Majorat an sich gerissen. Du hättest Dich an Graf Otto zu hängen und ihn zu Deinen

Speculationen zu verleiten gewußt. Das waren doch Eure Absichten. Und Du hast mich dafür gedungen!"

„Gemach, monsieur! Hast Du Beweise dafür? Du hast meine Andeutungen mißverstanden und ich wälze alle Schuld an Deinen Schurkereien von mir ab. Wenn Du Ansprüche zu erheben Dich berechtigt glaubst, so wende Dich an Den, dem Du nützen wolltest — an Graf Otto Wildenstein!"

„Ei! Mit Dir hab' ich allein gesprochen und ich halt' mich an Dich!"

„Das wollen wir sehen!"

„Du wirst es sehen, verlass' Dich drauf!"

„Oh — Du drohst mir?"

„Ich kämpfe auf meinem letzten Posten. Bin ich ein Schurke, so hast Du mich dazu vollendet — gut, und dann will ich's auch ganz und gar sein. Jetzt will ich gar nicht einmal fliehen, nein, mir ist's gleich, wie's mit mir endet; aufhalten könnt' ich mein Schicksal ja doch nicht!"

„So geh' und lass' Dich hängen!" lachte Bröse hämisch.

Kosjwicz preßte die Zähne aufeinander und schüttelte in wildem Grimme die Faust.

„Wenn ich hänge, so häng' ich nicht allein!" zischte er. „Doch bis dahin sollst Du für meinen Unterhalt sorgen, mein Püppchen. Vorläufig brauch' ich einen anständigen Vorschuß, bis auf Weiteres.“

„Bis auf Weiteres? Das heißt, Du willst fortgesetzte Erpressungen ausüben?"

„Kenn' es, wie Du willst. Ich habe die Mittel, Dich zahm zu machen!"

Bröse ging überlegend hin und her. Dann öffnete er

eine Lade im Schreibtisch und warf dem in trotziger Stellung wartenden Polen eine Banknote hin.

„Da! — Es ist nur, weil Du ja doch — einmal mein Freund warst, und weil mich Deine lächerlichen Comödiantenmädchen — belustigen. Hahaha! — Aber das ist ein für allemal das Letzte. Ich fürchte Dich nicht, feiger Prahlhans, das laß' Dir gesagt sein. Wenn Du den Kitzel fühlst, vor Gericht Reu' und Leid zu erwecken — meinetwegen, ich hindere Dich nicht, aber — ich läugne Alles! — Und wenn Du wieder den Fuß auf meine Schwelle setzt, laß' ich Dich hinauswerfen. — Ich habe mit Dir nichts mehr zu schaffen! — Geh' zum Grafen Wildenstein! Gott befohlen!“

Rosewicz wollte ihm etwas Heftiges erwidern, aber er besann sich und schwieg. Mit einem bedeutungsvollen Lächeln nahm er das Geld an sich, dann wandte er sich zum Gehen.

„Bei Philippi seh'n wir uns wieder!“ sagte er mit einer ironischen Verbeugung.

Kaum hatte sich die Thür hinter dem Abgehenden geschlossen, als Bröje durch ein Klingelzeichen den Bureaudiener hereinrief.

„Bitten Sie Herrn Frank für ein paar Minuten zu mir!“ befahl er.

Gleich darauf betrat der Redacteur für die Rubrik „Volkswirtschaftliches“ im „Unparteiischen“ das Bureau seines Chefs.

„Herr Frank, Sie wissen, daß ich mit der Commercialbank in Unterhandlungen betreffs des Verkaufes meines Blattes stehe. Suchen Sie heute noch den Director auf; ich will ihm meine letzten Bedingungen vorlegen!“ . . .

Der Donnerstag, bis zu welchem Martha Dellinger ihrem früheren Gatten Frist gegeben hatte, kam heran. Sie wartete schon eine Stunde vor der gewöhnlichen Empfangszeit auf ihn, überzeugt, daß er kommen werde, kommen müsse. — Zwei Stunden später war diese Gewißheit schon bedeutend schwankend geworden — und gegen zehn Uhr mußte sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, vergeblich gewartet zu haben.

Ihre Unruhe ging in ein Fieber über. Mit jedem Blick, den sie nach der Eingangsthüre warf, durch welche er kommen sollte, verdüsterte sich ihre Miene. Ihre Hände ballten sich in geheimer Wuth und ihre Zähne knirschten unter wilden Verwünschungen aneinander. In ihrer Erregung achtete sie gar nicht darauf, daß die Besucher ihres Salons sich heute überhaupt nicht in der gewohnten Anzahl eingefunden hatten, und daß die Herren, welche nicht mit dem alten Dellinger am grünen Tische saßen, in Gruppen zu Dreien und Vierern in die Ecken zurückgezogen standen, um irgend etwas Geheimnißvolles zu discutiren, das von Mund zu Mund ging.

Und auch Bröse, sonst der Erste der Gäste, war heute noch nicht erschienen. Sie sah nach dem Baron Witting aus, der eifrig mit dem Journalisten verkehrte, und ihr über sein Fernbleiben vielleicht Auskunft geben konnte. Aber auch der war nicht zu sehen. Auf eine diesbezügliche Rundfrage begegnete sie allerseits einem Achselzucken. Endlich trat einer der Herren an sie heran.

„Baron Witting dürfte wohl durch das neueste Fallissement ferngehalten worden sein. Er war ja Verwaltungs-

rathsmitsglied der Internationalen Bodencreditbank, die sich heute zum Schreck der Börse für insolvent erklärte.“

Ein peinliches Schweigen trat ein. Hoher Ernst lag auf allen Mienen. Martha selbst erschrak, denn von der Bank war schon genug in ihren Salons gesprochen worden, daß sie wissen konnte, wie niederschmetternd die Nachricht von diesem Fallissement wirken mußte. Sie wollte eben nach dem Näheren fragen, als Bröse eintrat. Der Journalist, der gleichfalls eine tiefgehende Bestürzung nicht verbergen konnte, wurde sogleich von allen Seiten umringt und um Auskunft bestürmt.

„Nun ja, meine Herren, es ist wahr; die Internationale ist hin! Ich erhielt die Nachricht von der Nachmittagsbörse. Morgen werden Sie es in allen Frühblättern lesen.“

„Herrgott! — Und das ist wirklich noch nicht Alles? — Reden Sie doch! — Weiter! Weiter!“ ging es im Fluge ringsherum; Alles schrie durcheinander. „Man spricht von furchtbaren Folgen, die dieser Concurs nach sich ziehen soll! — Ist es wahr? — Es heißt, die „Bindobona“ geriethe in's Banken! — Eine ganze Kette von ferneren Falliments. . . Wirkungen von colossaler Tragweite. . .“

Bröse wischte sich den Schweiß von der Stirne und versuchte zu lächeln.

„Ach, 's ist nicht so schlimm! Beruhigen Sie sich! Die Panik vergrößert da wieder.“

Er wand sich los und ging auf Martha zu, sie in eine heitere Conversation verwickelnd. Als er so die allgemeine Aufmerksamkeit genugsam abgelenkt hatte, gab er Martha

einen Wink, sich mit ihm in ein anstoßendes Cabinet zurückzuziehen, wo sie ungestörter sein konnten.

„Meine Liebe,“ begann er, als sie allein waren, „ich fürchte, Sie kommen zu spät, wenn Sie den Doctor Sommer auf Grund eines gewissen Briefes, den ich Ihnen zur Verfügung stellte, zur Herausgabe eines — Nadelgeldes veranlassen wollten. Wie die Dinge liegen, wird der gute Mann binnen Kurzem kaum über so viel zu verfügen haben, daß er sich selbst vor der Noth zu schützen vermag. Es ist jetzt nicht mehr so verlockend, wieder — Frau Doctor Sommer zu heißen!“

Martha erblaßte unter seinem stechenden Blick. Daß sie der schlaue Journalist durchschaute, erschreckte sie aber nicht so sehr als seine Nachricht über Victor's bevorstehenden Ruin. Sie sollte also in jeder Hinsicht — vergebens intrigirt haben? Sprachlos starrte sie den vor ihr Stehenden an.

„Die Consequenzen des neuesten Fallissements, von welchem Sie soeben gehört haben, sind weit ärger, als man im Allgemeinen glaubt. Die „Bindobona“ wird unfehlbar noch diese Woche zusammenstürzen — und noch verschiedene andere faule Institute.“

„Ach! Und Sie sagten ja, daß Sie selbst bei dieser „Bindobona“ stark engagirt seien, wie?“

Bröje lächelte satanisch. „Gewesen, gewesen! Ich sah's ja voraus und habe mich noch rechtzeitig mit einem blauen Auge zurückgezogen. Mir schadet's jetzt nichts mehr. Aber das ist noch nicht Alles! Wissen Sie, daß ich vor drei Tagen mein Blatt mit allem Um und Auf in aller Stille verkauft habe? Uebermorgen vollzieht sich der Besitzwechsel ohne alle

Vorbereitung officiell. Die Commercialbank wird eines schönen Morgens vor den Augen der erstaunten Leser als Eigenthümerin des „Unparteiischen“ figuriren, das heißt — wenn diese Bank nicht zufällig zur selben Stunde — ebenfalls in den Abgrund gestürzt ist, der sich da mit einem Male aufgerissen hat. O, ich sage Ihnen, das wird jetzt rapid gehen! Die ganze Finanzwelt steht auf einem erbebenden Vulkan!“

„Herrgott! Und was gedenken Sie zu thun, nachdem — Sie haben ja noch heute in Ihrer Zeitung Propaganda für alle diese Institute gemacht — wie wollen Sie sich rechtfertigen?“

„Gar nicht. Uebermorgen bin ich schon über alle Berge. Sehen Sie, das ist's eben, was ich Ihnen mittheilen wollte. Erfüllen Sie jetzt Ihr Versprechen — gehen Sie mit mir. Ich biete Ihnen eine glänzende Stellung — jedenfalls eine bessere, als Sie sie erwarten dürften. Victor Sommer ist Ihnen auf alle Fälle verloren. Der arme Bursche könnte mich eigentlich dauern — er hat uns so viel gute Dienste geleistet — und nun fällt er unter den ersten Opfern. Er hat ja sein ganzes Vermögen im Geschäfte seines Bruders, und der — Hui! der wird in dem Moment wohl schon wissen, wie die Sachen stehen!“

Martha schüttelte das Haupt. Sie konnte das Alles schier nicht fassen.

„Sie glauben mir nicht? Nun, Sie werden morgen Nachmittag die öffentliche Bestätigung hierfür erhalten. Ich hoffe, Sie werden dann den Vortheil meiner Propositionen einsehen und — acceptiren. Aber verspäten Sie sich nicht wieder, Martha, denn, wie gesagt, übermorgen Früh ver-

lasse ich die Residenz; ich bin seit heute Abend vollständig reisefertig! — Und was ich noch sagen wollte —“

Er beugte sich zu ihrem Ohre herab und dämpfte seine Stimme noch mehr.

„Der Boden hier ist nicht mehr geheuer für Sie. Baron Witting hat sich gestern mancherlei Gedanken gemacht über die achttausend Gulden, die er nach Mitternacht im Pharao verlor.“

Martha sah ihn starr an.

„Wie — wie meinen Sie das?“ fragte sie unsicher.

„Sollten Sie in der That keine Ahnung davon haben?“

„Ich — ich weiß wahrhaftig nicht, was . . .“

Ein wüthes Lärmen aus den anstoßenden Räumen schnitt ihr das Wort vom Munde ab. Martha sprang in höchster Beunruhigung auf. Fahle Blässe bedeckte ihre Wangen, als einzelne Worte aus dem Tumult herüberdrangen.

„Das ist Betrug!“

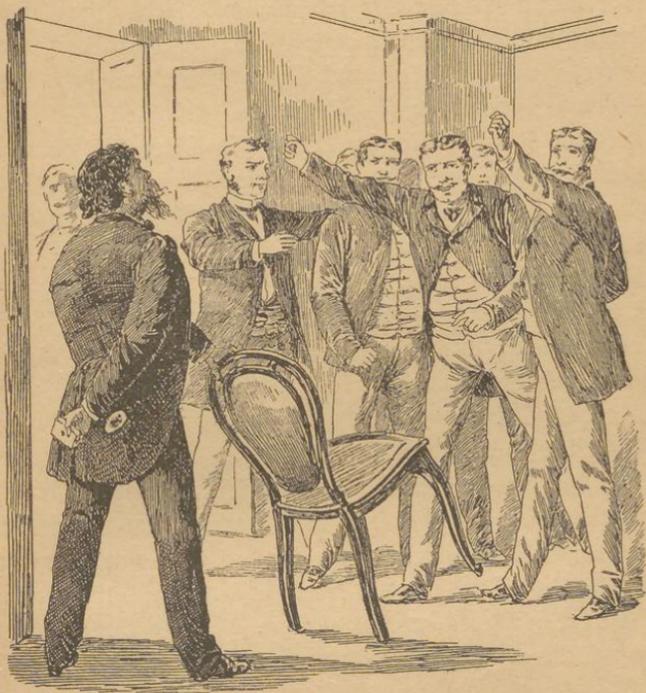
„Meine Herren, ich beschwöre Sie —!“

„Werft ihn aus dem Fenster, den Gauner!“

„Ei was, holt die Polizei!“ . . . . . u. s. w. u. s. w.

— „Herr des Himmels, was ist das?“ stotterte Martha. Brüse winkte ihr zurückzubleiben und eilte in den großen Salon hinaus.

Die Schwelle des Spielzimmers war dicht besetzt von Gästen, die sich hier stauten und gesticulirten und durcheinanderschrieten, Jeder seine Heftigkeit an der Erregung des Andern entfachend. Es war ein nervenzerreißender Trubel.



„He, was gibt's da, meine Herren?“ rief Bröse in das Getümmel, indem er sich mit den Ellenbogen durchzuarbeiten suchte.

„Er ist entlarvt! — Schlagt ihn zu Boden!“ zeterte es von allen Seiten. „Er spielt falsch! — Seine Karten sind markirt!“ . . . .

„Meine Herren, beweisen Sie Ihre infamirenden Beschuldigungen!“ dröhnte die gewaltige Bassstimme Dellingers.

Er hatte sich in eine Ecke geflüchtet und hielt einen Stuhl vor sich hin, als Abwehr gegen seine andrängenden Widersacher, die nicht übel Lust zu haben schienen, den ehemaligen Zeichenprofessor ein wenig zu lynchen.

„Er hat jede einzelne Karte mit einem Zeichen versehen!“ erklärte einer der Herren, der sehr roth im Gesichte war, den Uebrigen. „Ich verlor so fortgesetzt auf die Dame, daß ich ihm genauer auf die Finger sah. Er zog die Karte ab, die mir mit einem Schlage die sechshundert Gulden zurückgebracht hätte — und die Carreau-Dame fiel — auf seine Seite; ich hatte abermals verloren. — Nehmt ihm die Karten ab und prüft sie. Es wird sich zeigen, daß ich recht habe!“

„Der Schuft!“ rief es im Chöre.

Die Gruppe, die Dellinger zunächst stand, drängte mit erneuter Kraft vor. Der Herr „Professor“ wurde an die Wand gedrückt. Ein Duzend Hände streckte sich nach dem Kartenpäckchen aus, das er krampfhaft mit den Fingern umklammert hielt, und entriß es ihm.

Dellinger stieß einen dumpfen Laut der Verzweiflung aus.

„Ach — hier sehen Sie, meine Herren!“ frohlockte der junge Mann, der sich betrogen gesehen. Er hatte die Karten auseinandergesächert und prüfte die Rückseiten mit den Fingern. „Jedes einzelne Blatt ist durchstoßen. Der Schwindler brauchte nur nach diesen in geheimer Ordnung angebrachten Zeichen zu fühlen, um zu wissen, welche die aufliegende Karte war!“

Ein neuer, noch stärkerer Sturm der Entrüstung erhob

sich. Dellinger wollte sprechen, aber er brachte kein Wort über die bebenden Lippen. Er erhob nur die Hände zu einer bittenden Geberde, als wollte er um Gnade flehen. Da gelang es in diesem Moment Bröse, sich bis zu ihm durchzudrängen.

„Aber ich bitte, meine Herren, besinnen Sie sich doch!“ wehrte er die Erbitterten ab. „Nur keine Gewaltthatigkeiten!“

Die Autorität des Journalisten schien auch in der That ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Man ließ von Dellinger ab und berieth sich untereinander.

„Herr Bröse hat Recht!“ meinte der, der am meisten Grund hatte, sich über den Vater Martha's zu beschweren. „Es hätte keinen Zweck, sich mit diesem Manne zu beschmuhen. Man hole ganz einfach die Polizei!“

„Ja — Polizei, Polizei!“ ging es von Mund zu Mund.

„Ich beschwöre Sie, keinen Clat!“ wagte Bröse neuerdings zu interveniren. „Was gewinnen Sie dadurch? Dieser ehrenwerthe Herr Dellinger, der so unverschämt war, das Glück zu corrigiren, wird Ihnen wohl mit Vergnügen Alles zurückstellen, was er Ihnen heute abgenommen hat. Und dann — lassen Sie ihn laufen! Er wird seinem Schicksal doch nicht entgehen. Jedenfalls aber appellire ich nicht vergeblich an Ihr Barmherzigkeit, wenn ich Sie bitte, die Dame des Hauses zu schonen. Ich kann Ihnen die bestimmte Versicherung geben, daß Madame Martha keine Ahnung hatte von den unsauberen Praktiken des Elenden, den Vater nennen zu müssen sie auf das Innigste bedauert!“

Ein Gemurmel lief durch die Reihen. Man schien unerschütterlich. Da aber schließlich auch der Betrogene sich den Propositionen Bröse's anschloß, begnügte man sich damit, mit Dellinger den vorgeschlagenen Vergleich abzuwickeln und sich dann zu entfernen.

Als endlich der letzte Gast das Haus verlassen und Dellinger sich mit einer dankenden Verneigung vor seinem Retter Bröse zurückgezogen hatte, wandte sich der Journalist nach dem Gemache, in welchem die Hausfrau stumm in eine Ecke des Divans gekauert auf ihn wartete.

„Wie soll ich Ihnen danken?“ schluchzte sie, ihm beide Hände entgegenstreckend. „Sie sind mein Schutzgeist!“

„Wie Sie mir danken könnten? Ich habe Ihnen darüber ja vorhin sehr bestimmte Andeutungen gegeben — Nun?“

„Ich — nehme Ihre Vorschläge an, Wolfgang!“

Bröse lächelte, neigte sich zu ihr hinab und drückte einen feurigen Kuß auf ihren entblößten Arm.

\* \* \*

Zwischen dem Ehepaare Sommer hatte sich die Situation sehr peinlich gestaltet. Sie verharrten Beide in ihrem finsternen Troß.

Edel war damals im Begriff gewesen, Victor Alles zu erklären, was ein falsches Licht auf sie geworfen hatte, da ward ihr im letzten Moment der Mund verschlossen durch seine beleidigende Anschuldigung. Jetzt bereute sie es zwar in jeder Minute, daß sie seinem kränkenden Vorwurf einen kalten Stolz entgegengesetzt hatte, statt ihn mit einem

Worte von seiner Ungerechtigkeit zu überzeugen. Aber nun schien es zu spät; es fand sich keine Gelegenheit mehr zur Umkehr. Und Victor begegnete ihr überdies so frostig und abweisend, daß ihr sein bloßer Anblick schon jedes versöhnende Wort in die Brust zurückdrängte. Ja, wenn Professor Baumeister da gewesen wäre, er hätte durch eine geschickte Intervention Alles in's rechte Geleise rücken können! Aber der weilte ja noch immer auf Ulmenhorst.

Victor betäubte sich durch fieberhafte Arbeit. Er sah Edcl in der ganzen Woche seit ihrer erregten Auseinandersetzung kaum einmal bei den Mahlzeiten. Und da saßen sie sich stumm gegenüber, sie mit einem Buche, er mit seiner Zeitung beschäftigt. Er fühlte, das könne so nicht fortgehen, es müsse zu einer bestimmten Abmachung zwischen ihnen kommen, — aber er fand nicht den Muth, dieselbe anzuregen. Und mittlerweile legte es sich wie eine Eiskruste um ihre Herzen.

Da kam der Tag des neuesten Fallissements und seine Nachwehen.

Bröse hatte nur zu richtig prophezeit. Die Morgenblätter brachten die Sensationsnachricht von dem Fall der „Internationalen Bodencreditbank“ — vorläufig ohne weitere Glossen; es war, als wagten die Zeitungsschreiber für den ersten Moment noch nicht, die unausbleiblichen Folgen dieses furchtbaren Ereignisses zu erörtern. Desto eifriger aber wurde dasselbe an der Börse und in den Comptoirs discutirt. Eine drückende Gewitterschwüle lagerte über der gesammten Geschäftswelt. Tausend Gerüchte durchschwirrten die Luft. Die Actionäre irrten mit todbleichen Gesichtern umher.

Jeder hielt gewissermaßen den Athem an in banger Erwartung einer noch ärgeren Katastrophe, die man instinctiv herannahen fühlte.

Im Parlament war der Sitzungssaal leer; die Clubzimmer und die Couloirs von heftig durcheinanderredenden Abgeordneten und ihren Freunden überfüllt. Man sprach vom Sturz des Ministeriums, von einem allgemeinen Niedergang und erging sich in den größten Ungeheuerlichkeiten.

Und im Prater arbeitete man fieberhaft an der Vollendung der — Weltausstellung, von der man sich in industriellen Kreisen vor Kurzem noch die glänzendsten Erfolge versprochen hatte . . .

Victor verließ mit brennendem Kopf das Abgeordnetenhaus und eilte wieder nach Hiebing hinaus. Er hatte schon am Morgen in der Trugvilla vorgesprochen, aber ohne Resultat. Bruder Alexander, der bereits seit vier Tagen auf einer Geschäftsreise war, hatte noch keinerlei Nachricht nach Hause gelangen lassen. Auch im Comptoir der Firma J. G. Sommer's Söhne in der Stadt hatte man noch kein Lebenszeichen von dem verreisten Chef. Und wo Alexander auch weilen mochte, er mußte doch von dem Fallissement der „Internationalen“ erfahren haben.

Am Nachmittag fuhr Victor wieder nach Wien hinein. Im nächsten Café, das er betrat, um die eben zur Ausgabe gelangenden Abendblätter zu lesen, bildeten die Gäste erregte Gruppen. Irgend eine neue Schreckenspost ging von Mund zu Mund. Victor griff nach einer Zeitung — und da las er die mit fetten Lettern gedruckte Börsen-

notiz: Die Bank „Bindobona“ wurde heute Mittags für fallit erklärt!!!“

Victor ließ sich in einen Stuhl fallen und überflog den langen Artikel, der mit einem Schlage die ganze Situation enthüllte. Dann griff er mit fieberhafter Hast nach dem Hute und stürzte davon.

Im Comptoir J. G. Sommers Söhne ruhten heute die sonst so emsigen Federn. Die Commis standen flüsternd beisammen. Beim Eintritte Victor's stob man mit verstörten Mienen auseinander. Der Procurist zog sich mit ihm in das leere Schreibzimmer des Chefs zurück und schob ihm schweigend einen Stuhl hin.

„Und — wie? Sie haben noch immer keine Nachricht von Alexander?“

„Ich habe heute Mittags, als das Fallissement der „Bindobona“ ruckbar wurde, nach Hamburg telegraphirt, an das Haus, mit welchem der Herr Geschäfte abwickeln wollte. Hier — lesen Sie die Antwort selbst, Herr Doctor!“

Victor nahm mit zitternder Hand das Telegramm, das ihm der in einer unheimlichen Ruhe verharrende Beamte reichte.

„Herr Sommer nicht hier gewesen — uns wenigstens nichts davon bekannt!“ stand es da mit blauen Buchstaben.

Victor ließ das Papier sinken und sah den Procuristen mit bange fragendem Blick an. Der zuckte die Achseln und strich sich bedenklich das Kinn.

„Wenn Herr Sommer in Hamburg war — und das befreundete Geschäftshaus nicht besuchte, dann —“

„Reden Sie aus! dann —?“

„Dann war die ganze Reise nur — ein Vorwand. — Das Haus Sommer steht schlecht, Herr Doctor! Der Fall der „Bindobona“ ist gleichbedeutend mit — dem unsrigen!“

Eine peinliche Stille folgte diesen Worten. Victor und der Procurist sahen sich an.

„Haben Sie die Cassenschlüssel?“ fragte Ersterer endlich. Seine Stimme klang dumpf.

„Nur zur Hauptcassa. Die Schlüssel zur Depot-Cassa hat Herr Sommer mitgenommen. In dieser Cassa befinden sich auch die Gelder, welche wir morgen brauchen, nun — das heißt, ich weiß nicht, ob sie sich — noch darin befinden. Herr Sommer sollte schon gestern zurück sein. Vielleicht findet er es für überflüssig — zur Eröffnung der Cassa zurückzukommen. . . .“

„Herr!“ rief Victor empört. Der Procurist zuckte wieder die Achseln. Sommer floß es siedendheiß durch die Adern. Die Schreibstube drehte sich mit ihm im Kreise; es war ihm, als müsse er hier ersticken.

„Behalten Sie Ihre Beobachtungen heute noch für sich!“ rief er, indem er das Comptoir verließ. „Morgen wird sich das Weitere finden! Ich eile jetzt zum Grafen Wildenstein!“ —

Das Vorzimmer des Grafen Otto von Wildenstein war voll mit einer Menge Menschen, die alle stürmisch den Präsidenten der „Bindobona“ zu sprechen verlangten. Die Diener hatten Mühe, die vielen Leute abzuwehren. Der Kammerdiener versicherte, es wäre soeben Jemand beim Grafen drinnen. Und wirklich hörte man auch Stimmen

aus dem Zimmer. Es schienen da drinnen sehr erregte Worte zu fallen. Endlich stürzte ein Mann heraus in sehr derangirter Toilette, die pechschwarzen Haare zerzaust, blasse Wuth auf dem markirten Gesichte.



„Schakreff!“ schrie er mit einem auffallenden Accent, der den Polen verrieth, und schüttelte die Faust gegen die Thüre. „Du sollst an mich denken! Mir ist's nun egal! Ich gehe direct zur Polizei und gebe mich und Euch an! So wahr ich Adam Kosewicz heiße!“

Sprach's und stürmte davon.

Die Uebrigen waren zu sehr mit ihrem eigenen Anliegen beschäftigt, als daß sie diesem Vorgang eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Alle drängten gegen den Kammerdiener, der jetzt eben wieder aus dem Zimmer seines Gebieters trat, wohin ihn ein Klingelzeichen beschieden hatte. Jeder wollte Wildenstein sprechen.

„Bedaure!“ schrie Stefan in den lärmenden Haufen hinein. „Der Herr Graf ist sehr abgesspannt. Ich darf Niemand mehr vorlassen. — Auf morgen, meine Herrschaften!“

Ein Sturm der Entrüstung antwortete ihm. Man wollte die Thür mit Gewalt nehmen. Während die Diener mit den Andrängenden förmlich kämpften, ging Victor durch eine Seitenthür in die Nebenzimmer, durch die er auf einem Umwege in das Cabinet des Hausherrn gelangen konnte. Er suchte eben nach einem Diener, der ihn anmelden sollte, als ihm Wildenstein selbst entgegentrat. Der Mann war kreidebleich und schien um ein Decennium gealtert. Als er Sommer erblickte, flammte sein Auge auf.

„Wie? Sie hier? Was wollen Sie da?“

„Ich — ich möchte Sie fragen, ob nicht Sie vielleicht Nachrichten von meinem Bruder —“

„Ihr Bruder, Herr, ist ein Schurke, ein Dieb!“ schrie der Graf mit geballter Faust.

Victor taumelte zurück. „Wie? Was — sagen Sie da?“

„Sommer ist seit zwei Tagen schon unterwegs nach Amerika! Ich hab' es gleich gedacht! Der Schuft hat sich mit allen disponiblen Geldern aus dem Staube gemacht.

Ohne diese That hätte die „Bindobona“ ihre Katastrophe noch verzögern können!“

„Mein Gott, die Gelder, sagen Sie?“

„Wahrhaftig!“ lachte Wildenstein ingrimmig auf. „Sie haben auch einigen Grund, den Buben zu verfluchen! Wissen Sie, daß Sie nach dem — ein Bettler sind?“ ...

Wie betäubt kam Victor in Hiezing an.

Er hatte kaum noch sein Zimmer betreten, Hut und Ueberrock von sich geworfen, als es an die Thüre pochte.

„Herein!“

Er hörte den Thürflügel knarren, drehte sich um und sah — Edel, die mit zögerndem Schritte das Zimmer betrat. Sie war sehr blaß und ihre Stimme zitterte vor Erregung.

„Du kommst — aus der Stadt — von Alexander?“

Sommer betrachtete sie einige Sekunden in finsternem Schweigen. Was mochte seine Frau jetzt hierherführen? ...

„Du weißt wohl, was geschehen ist?“ sagte er dann kurz; „weißst, daß er — als Betrüger feige entflohen ist?“ Edel nickte.

„Drüben in der Villa raunt man es sich schon in die Ohren. Schwägerin Margaretha hat es von Magnus erfahren. Es heißt — der Unglückliche hätte uns Alle um Hab' und Gut gebracht?“

„Es ist wirklich so. Ich bin ruinirt. Mir bleibt nichts — nichts mehr!“ antwortete der Gatte mit unheimlicher Ruhe.

„Aber — verzeihe; wenn schon der größte Theil Deines Vermögens verloren ist — Du hast doch, wie Du mir sagtest, auch anderwärts ein kleines Depot — und überdies — das

Haus hier — es bleibt Dir doch immer noch genug, um —“  
Victor lächelte verächtlich.

„Dein Finanzgenie calculirt hier zwar ganz richtig, aber — entschuldige, wenn ich kein so praktischer Kaufmann bin, wie — hm! wie die Berather in Deinen Geschäftsangelegenheiten. Es mag ja vielleicht nach den mercantiliſchen Principien, wie ſie einmal gang und gäbe ſind, geradezu narrenhaft ſein, wenn man für die — Uncorrectheit eines Andern eintritt, doch — ich habe ein Gebot der Ehre, das mir mehr vorschreibt als Euer — Handelsgesetz. — Aber ich begreife Deine Besorgniß am Ende. Du willst unsere Stellung zu einander regulirt wiſſen, nicht wahr?“

„Victor!“ Edel kämpfte mit ihrer mächtigen Bewegung, die ihr die Bruſt zu zerſprengen drohte. „Victor — Du mißversteht mich. Es iſt . . .“

„Gleichviel. Ich muß daran denken, Deine Lage zu ſichern. Wie wir immer auch miteinander ſtehen, Du ſollſt Dich nicht beklagen können, daß ich ohne Rückſicht auf Dich gehandelt hätte. — Als wir uns verehelichten, war es ſelbſtverſtändlich, daß Gütergemeinſchaft zwiſchen uns herrſchen ſollte. Jetzt, wo Dir dieſe Abmachung gefährlich werden könnte, iſt es ganz — praktiſch, daß wir andere Diſpoſitionen treffen. Du haſt Dein Eigenthum unangetaſtet — haſt es ja vielleicht noch durch ingeniöſe Speculationen vermehrt — gut, ich werde Dich nicht in mein Verhängniß mit hineinziehen. Und daß dieſes nicht geſchehe, iſt es opportun, uns auch — äußerlich zu trennen, nachdem ſich ja — eine ſolche — Trennung — ſchon ſtillſchweigend zwiſchen uns vollzogen hat. Ich komme damit wohl nur einem längſt-

gehegten Wünsche von Deiner Seite entgegen. Ich erwartete auch diesen Vorschlag von Dir. Nun, ich begreife, unter den gegenwärtigen Umständen willst Du nicht undelicat erscheinen und — überlässest mir die Initiative hierzu.“

Edel's Miene wurde hart und kalt. Sein beißend ironischer Ton ließ sie vermuthen, daß er mehr als je auf seinem niedrigen Verdachte beharrte, und das richtete wieder ihren Stolz auf. Sie wollte wenigstens jetzt noch nicht die Hand zur Versöhnung bieten, denn in seiner gegenwärtigen verbitterten Stimmung hätte er ihr wohl zu sehr mißtraut, um an die edlen Absichten zu glauben, die sie von vorneherein bei dem leiteten, was er so verächtlich ihre „Speculationsgeschäfte“ nannte.

„Also kommen wir zu Ende,“ fuhr Victor fort. „Ich gestatte Dir völlige Freizügigkeit, Du kannst Dich zurückziehen, wann und wohin es Dir paßt; vielleicht nach — Ulmenhorst, wo ja gegenwärtig — Deine Freundin weilt. . . Und wenn Du willst, kann unsere Trennung auch — gerichtlich vollzogen werden. Nun?“

„Ich — werde mich erst später darüber entscheiden!“ antwortete Edel kalt.

„Wie Du willst. — Somit wäre also vorläufig diese Sache zwischen uns in Ordnung?“

„Ja.“

„Hast Du mir sonst etwa noch Einiges zu bemerken?“

„Nein.“

Sie nickten sich stumm zu und Edel entfernte sich. Victor versperrete hinter ihr die Thür. Dann warf er sich völlig gebrochen auf's Sofa.

Da überwältigte ihn die Wucht alles dessen, was er nunmehr als unabwendbare Consequenz vor Augen sah: Die Ehre des Namens Sommer für immer geschändet; der Bruder ein Gauner; die Familie Bettler; er selbst als Volksvertreter mit dem Stigma gebrandmarkt, das Allem aufgedrückt werden mußte, was mittel- oder unmittelbar mit den Urhebern dieser heillosen Speculationswirthschaft in Beziehungen stand; und — von seinem Weib verrathen; allein und trostlos in dieser gräßlichen Stunde...

Victor drückte das Gesicht in das Sofakissen und weinte bitterlich...

### Siebzehntes Capitel.

Nun, armes Herze, sei nicht bang,  
Nun muß sich Alles, Alles wenden!  
Uhländ. („Frühlingsglaube.“)

Schlag folgte auf Schlag. Jeder Tag brachte jetzt eine ganze Liste von Falliments. Eine große Actien-Gesellschaft nach der andern fiel und riß in ihrem jähen Sturze eine Reihe anderer Institute mit sich. Der Abgrund, den Weisere schon seit Langem hatten aufgähnen sehen, lag nun vor Aller Augen enthüllt; und Tausende und Abertausende stürzten hinein. Welch eine Anzahl von Existenzen verschlang dieser höllische Schlund!

Gelungene und mißlungene Fluchtversuche, Selbstmorde, Wahnsinnsfälle, eine Fülle von Verhaftungen — das stand jetzt auf der Tagesordnung. Es war wohl kaum Einer im ganzen Lande, der nicht auf irgend eine Weise von dieser Kette finanzieller Katastrophen berührt worden wäre.

Unter allen diesen aufregenden Ereignissen erweckten besonders zwei das allgemeine Interesse.

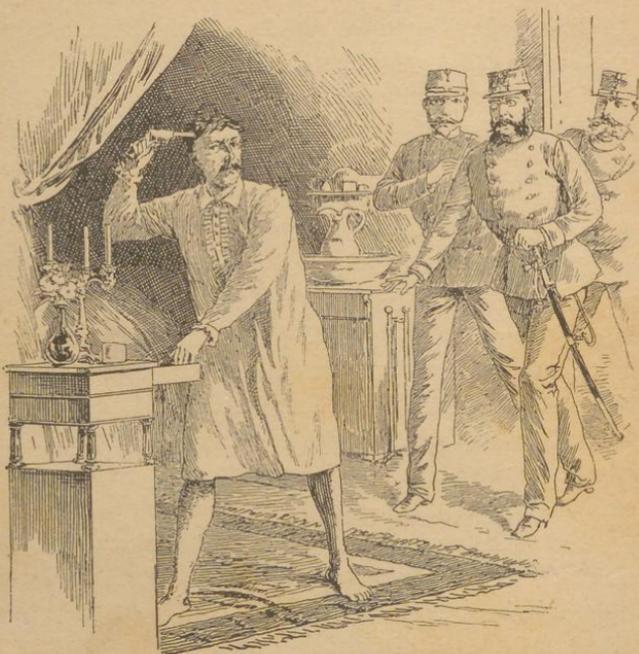
Das eine war die Thatsache der Flucht des Chefs der Firma J. G. Sommer's Söhne. Das hatte auch wie eine Sprengbombe in die Wiener Geschäftswelt geschlagen, in welcher die Solidität dieses Hauses noch vor Kurzem als sprichwörtlich gegolten hatte.

Ja, Herr Alexander Sommer hatte mit feiner Witterung ausgespürt, daß der Ruin der „Bindobona“ und Aller, die mit dieser Actienbank in Verbindung standen, nicht aufzuhalten sei und sich mit Raffinement einen guten Vorsprung gesichert. Man konnte wohl allgemein annehmen, daß er zu der Zeit, als seine Flucht offenkundig ward, mit den defraudirten Depots seiner Committenten sich bereits auf dem toleranten Boden Amerika's geborgen hatte.

Das Eine mußten ihm seine Gläubiger wenigstens zugestehen. Wenn er auch den langjährigen Ruf der Ehrenhaftigkeit seiner Firma nicht gerechtfertigt hatte, so hatte er doch seinen Leumund als überaus „praktischer“ und „gewitzter“ Geschäftsmann in auffallender Weise bethätigt.

Das andere jener beiden oberwähnten Ereignisse gipfelte in einem Vorfalle, dessen Schauplatz das glänzende Palais des Grafen Otto von Wildenstein, des Präsidenten der verkrachten „Bindobona“, war.

Am selben Tage, als ein gewisser Adam Kosewicz sich dem Staatsanwälte mit einer Selbstanklage stellte, die in ihren Folgerungen auch den „Bankgrafen“ getroffen hätte, erschien ein Polizeicommissär in Begleitung zweier Detectivs in dem stolzen Palaste auf der Ringstraße. Der Besuch



galt vorläufig noch nicht dem Bruder des Majorats Herrn von Ulmenhorst, sondern dem Präsidenten der Actienbank „Windobona,“ deren Erida man mit gutem Grunde einem nicht nur leichtfertigen Gebahren des Verwaltungsrathes zuschrieb.

Es war noch ziemlich früh am Vormittage. Der Kammerdiener Stefan trat dem Commissär entgegen.

„Der Herr Graf ist jetzt noch nicht zu sprechen. Er schläft noch, nachdem er gestern bis tief in die Nacht über seinen Papieren geseffen.“

„Mag sein, aber unsere Mission duldet keinen Aufschub!“  
Der Polizeibeamte drängte den Diener zur Seite und betrat ohne Umstände das Schlafzimmer des Grafen.

Als Wildenstein die Uniform der Polizei sah, sprang er aus dem Bette; ihn hatte die kurze Debatte im Vorzimmer schon geweckt.

„Was wollen Sie von mir?“ stotterte er.

Der Commissär zeigte ihm den Verhaftsbefehl und forderte ihn auf, ihm ohne Säumen zu folgen. Der Graf zeigte sich nach kurzem Zögern bereit.

„Wollen Sie dem Diener klingeln, um sich ankleiden zu lassen!“

„Nicht nöthig, ich werde selbst — Entschuldigen Sie mich für zwei Minuten!“

Wildenstein eilte an's Bett, zog ein Schubfach des Nachtkästchens auf — man sah etwas in seiner Hand blitzen — der Commissär wollte auf ihn losstürzen — doch schon zu spät; in diesem Moment erschütterte die Detonation eines Schusses die Luft. Der Graf wankte und fiel zu Boden, die Schläfe von der Revolverkugel durchbohrt . . . . .

\* \* \*

(Schluß folgt.)



## Die Macht des Aberglaubens.

Eine Erzählung  
aus den oberösterreichischen Bergen.  
von A. Groner.



**S**mein! Andresl, bist aber du a leichtsinniger Bua!  
G'pürst's denn net, daß der Oberwind geht?  
Wie kannst denn so leicht an'glegt\*) da auf-  
steig'n?"

Der es sagt, ist der alte Halter-Sepp, welcher auf  
einem Felsblock sitzend an einem Holzpfeischen schnitzt.

Jetzt hat er freilich seine Arbeit unterbrochen, denn  
seine alten Augen hasten besorgt auf dem schlanken Burschen,  
der vor ihm steht und dessen Leinenjacke allerdings wenig  
Schutz bietet gegen den scharfen Luftzug, welcher vom Höllen-  
gebirge herüberweht.

Vergerlich schaut der Bursche auf den Alten nieder.

„Mächt' nur wiss'n, was Ihr allzeit habt's mit mir,“  
fährt er ihn an. „Bin i leicht a Treibhausbleamerl, das  
nur neb'n 'n warmen Of'n fortkommt? I moan, was oan  
anderer aushalt't, das dermach i g'rad' a no. Hab' mein  
Lebtag koan Bader braucht und hat mir no nia nix g'fehlt.“

\*) ang'legt = angezogen.

Ganz zornig spricht der Andresl. Der Alte schaut ihn gutmüthig an, so allenfalls, wie man ein unverständiges Kind ansieht, das sich gegen weise Lehren auflehnt.

„Ma sirt, Bua, schlecht moan i dir's ja net. A weni vorsichti, moan i halt, kunnst d' sein. Ma muaß an bö's'n G'schick ja net g'rad an Handhab' hinhalt'n, daß's nur zuaz'glena braucht. D'rum, mein Andresl, that'st guat, du nehmaßt mein Lod'n um, wann's d'weiter aufigehst, drüb'n, in Holzschlag, da weht's d'r urndli, da kunn't' d' was derwisch'n.“

Schon hielt der Sepp dem Burschen seinen Mantel hin — der nahm ihn nicht. Fuchsteufelswild stieß er seinen Stoc in den Boden.

„Woaß net, bin i narrisch, oder bist's du — aber das woaß i, gift'n thua i mi nimmer über deini über-schnappt'n Red'n, du alter Krauterer!“

Sagte es, lachte gereizt und stieg den Berg rasch, wie er gekommen; weiter hinan. Der Sepp wollte auffahren, während der Bursche so höhneud zu ihm sprach, doch hielt er mit Gewalt an sich und bekümmert schaute er ihm nach.

„Armer Hascher!“ sagte er leise, „verstehst mi freili net, d'rum derf i dein Zorn net üb'l nehma.“

Der „arme Hascher“ stieg indessen elastischen Schrittes die Höhe hinan und es fehlte nicht viel, so hätte er hell-aufgejauchzt beim Anblick der sonnenbeglänzten Landschaft, die sich immer weiter vor ihm aufthat. Aber er jauchzte doch nicht. Zu sehr hatte man ihm in der letzten Zeit zugefegt mit den Ermahnungen, auf seine Gesundheit zu achten und doch nur ja jeder Gefahr auszuweichen. Der Andresl, der ein bißchen leidenschaftlicher Natur war, wollte schier aus der Haut fahren, wenn er immer wieder diese Ermahnungen hörte, deren Ursache er nicht begreifen konnte und die sich in letzter Zeit ihm aus jedem Munde aufdrängten.

Nicht weniger als sie, quälte ihn das Mitleid, das man ihm zeigte, das ihm geradezu unheimlich war, und darum er nicht stand.

Wer hatte ihn zu bemitleiden? Ihn den wohlhabenden Bauernsohn, dem nichts fehlte, der keinen brauchte, ihn, welcher der Abgott seiner heißgeliebten sanftsten Mutter und der gehättselste Liebling des Gefindes war.

Andreas Dirnbacher lachte abermals gereizt und überlaut, als er das sonderbare Benehmen der Leute im Weitergehen überdachte.

Zum Schlusse aber war er doch nicht mehr gereizt; nur tief nachdenklich war er. Das viele Sonderbare, das er in seinem jungen Leben erfahren hatte, es mußte seinen Grund haben. Die wehevollte Zärtlichkeit seiner Mutter, ihre nie rastende Sorge um ihn, die schier unverständliche Geduld, die alle Menschen, mit welchen er lebte, mit seinen Fehlern und Schwächen hatten, die Freundlichkeit, welche sie ihm zu erzeigen bestrebt waren, das alles hatte seit jeher wie ein Druck auf der Seele des Andrees gelegen.

Zu Anfang hatte er es nicht gespürt. Als er zehn Jahre alt geworden, war es ihm zum erstenmale aufgefallen. Damals hatten der Vater und der Bruder noch gelebt, und es waren viel mehr Leute im Dirnbacherhose ein und ausgegangen. Der Andrees weiß es noch recht gut, daß er an jenem Geburtstage von allen Leuten im Hause ein Angebinde erhalten hatte. Der neue Knecht, der Martin, der wollte sich gar gut einstellen, ließ von seinem Vetter, dem Büchsenmacher im Gmunden, ein kleines Gewehr anfertigen, das aber ganz regelrecht zu laden war und tüchtig puffte und knatterte. Mit stolzem Lächeln übergab der Knecht dem Buben das Gewehr. Das Andrees konnte schier nicht Athem holen vor Freude. Ein Gewehr, ein wirkliches Gewehr war sein, ganz schwer war's und der Lauf blitzte und das Laden und Feuern, das wollte ihm der Knecht lehren, der konnte es, denn er war Soldat gewesen. Wie ein Besessener sprang der Bube zu seiner Mutter in die Stube. Er hatte dem Knechte zu danken vergessen, aber der schmunzelte nur, der Dank wird wo anders her kommen.

„Mutter, schau, was mir der Martin g'schenkt hat. A G'wehr is — sirt, a richtig's G'wehr, da kann ma wirklich oan damit erschieß'n.“

So wie damals hatte er seine Mutter weder früher, noch später gesehen. Mit einem Male stand sie neben ihm und riß ihm das liebe Geschenk aus der Hand. Im nächsten Augenblicke war es wohlgeborgen im Schrank. Die Bäuerin aber lehnte, ganz weiß im Gesichte, an der Wand und schluchzte. Das war das erste Vorkommniß, das den Andresl nachdenklich machte, das zweite folgte ihm auf dem Fuße.

Der Bube saß ganz betrübt vor dem Hause, als ihn die Mutter das Gewehr weggenommen hatte, da kam der Nachbar vorüber.

„Na, was is' d'r denn, Büabl?“ fragt er, und 's Andresl raunzt: „Heut bin i zeh'n Jahre alt word'n und hab' schöni Sach'n kriagt, und's Diabsti hat mir d' Mutter wegg'nommen.“

Der Nachbar hört nicht weiter auf des Bubens Rede. „Zehn Jahr' schon! Du mein Herr! Vergeht d' Zeit so gar schnell. Armer, armer Bua!“

Erstaunt schaut der Andresl auf und der Alte fährt fort: „Gelt! verstehst mi net!“

In diesem Augenblick tritt der Martin zu ihnen: „Na, Nachbar, sagts do' Euer Sprüchl. Heut is unsern Büabl sein Tag!“ so sagt er zum Nachbar, doch der schüttelt den Kopf: „Is koan Kind, wia a'n anders!“ sagt er und geht weiter.

Seither sind fast wieder zehn Jahre verschwunden, aber der junge Dirnbacher hat nicht die geringste Kleinigkeit von jenen Vorgängen vergessen.

Nun weiß er wohl, warum die Mutter die Gewehre gar so schlecht leiden kann; es ist einmal Schlimmes passiert im Dirnbacher-Hause mit einem Gewehr; aber warum er anders als andere Kinder gewesen, das weiß der Andresl noch immer nicht; wohl aber scheint es ihm, daß man ihn

auch für keinen gewöhnlichen Menschen hält; die scheue Freundlichkeit der Nachbarn und ihre sonderbare Theilnahme zeigen es und auch der Mutter Benehmen.

Die ist gegen seinen jüngeren, nun schon verstorbenen Bruder, ganz anders gewesen, als gegen ihn.

Der Ferdl durfte aufwachsen, wie irgend ein anderer Bauernjunge, für den gab es keine Schonung, keine besondere Pflege; er aber, der Aeltere, der auch frisch und gesund war, er durfte dies und das nicht thun, mußte sich schonen und mußte eine Aufsicht dulden, die ihn vor sich selber erbärmlich erscheinen lassen mußte. Der Vater hatte es ebenso mit ihm gehalten.

Einstens gab es ein großes Eislaufen am See unten, der nach vielen Jahren wieder einmal zugefrozen war. Von weit und breit eilten die Leute herzu, um an dem seltenen Feste Theil zu nehmen. Der Ferdl, damals noch nicht dreizehn Jahre alt, erhielt die Erlaubniß, in Gesellschaft Michels dabei zu sein; er selber mußte daheim bleiben. Der Eltern sichtliche Angst und ihre herzliche Bitte hatten ihn leicht dazu bewogen.

Dann starb der Vater, und der Mutter Sorgfalt für ihn verdoppelte sich fortan. Der arme Andreas wurde ganz wirr und verzagt. Die Blattern zeigten sich in der Gegend, sie kamen auch in die kleine Ansiedelung am Abhange des Traunsteines. Bei der ersten Kunde davon packte die Dirnbacherin einen Tragkorb voll Kleider und Hausgeräthe und einen zweiten voll Lebensmittel, und schickte den Andres und die alte Magd, die ganz und gar verlässliche Nanni, auf die Alm hinauf in's Steineck.

Damals sah der fünfzehnjährige Bursche gegen zwei Monate seine Heimat und sein Mütterchen nicht. Die Nanni aber oder ihr Bruder, der Kropf-Cenz, stiegen jede Woche einmal hinunter und brachten Nachricht hin und her.

Und als der Andresl wieder mit hinuntersteigen durfte, da fehlte der Ferdl im Hause; er lag im Friedhofs des

Pfarrdorfes unten, neben dem Vater, und gar manches neuen Kreuzes Schrift flimmerte neben der, die ihm die Mutter auf das schwarzlackirte Täfelchen des feinen hatte setzen lassen.

Die Dirnbacherin aber, die war ganz hager und blaß geworden; freilich, sie hatte ihren Buben unermüdet gepflegt, bis er ihrer Pflege nimmer bedurfte, und hatte sich dabei, mehr als klug war, nach dem Andresl gesehnt.

Seit damals hielten die Beiden noch mehr zusammen als früher; sie gingen schier auf in einander und sie wären sicherlich recht glücklich gewesen, wenn nicht eine unsichtbare Wolke über dem Dirnbacherhose geschwebt und nebst der Liebe eine recht sichtbare Angst Mutter und Sohn vereint hätte.

All dies überdachte der junge Dirnbacher, als er so seinen schnigen, wiewohl freilich auch ein wenig zart gebliebenen Körper auf kräftigen Füßen über die Berge trug.

Und ob dieses unerfreulichen Denkens wurden seine Augen trübe und sein Gesicht traurig. Wenn er es sich so recht überlegte, hatte er eigentlich noch gar wenig vom Leben gehabt. Und doch sei das Leben schön, die anderen sagten es wenigstens.

„Andresl! Wohin denn? Leicht willst gar auf's höchsti Spizl auf!“

Eine helle Mädchenstimme rief es dem Träumer zu. Er blieb stehen.

„Oder gar glei in Himm'l eini!“ gab er heiter zurück, „das hoast, wann du dabei bist!“

Er trat an den Wiesenrand hin, und die Moosbauern-Broni kam auch heran. Die Sense, die sie geschultert trug, flimmerte fast wie ein Heiligenschein über ihrem blonden Kopfe. Die Sonnenstrahlen blitzten in ihr und in den lustigen Augen des Dirndls.

Bei des Burschen letzten Worten aber flog ein Zug des Schreckens über ihr Antlitz.

„Scherz' net,“ sagte sie hastig „ma woaß nia, wia nah am's Sterb'n ij'.“

„Geh, Bronerl, wer denkt denn an's Sterb'n! I net! I moan an andern Himm'l!“ Er sah ihr bei seiner Entgegnung heiß in die Augen und wollte ihre Hand ergreifen. Das Dirndl aber wich zurück. „Bist leicht mehr als a Gnad'nbild, weil ma di net anrühr'n darf?“ spöttelte der Andresl, stand mit einem Sprung oben auf der höher gelegenen Wiese und hielt auch schon das Mäd'l umschlungen. Sein Spott aber war voll Zärtlichkeit und sein Herz voll Verlangen und — voll Troß.

Gerade jetzt hatte er Lust bekommen, den Schneidigen zu spielen, weil er noch erregt war über des Halter-Seppl und der Anderen Benehmen, das ihm eben heute so gar arg im Kopfe herumging.

Das Mäd'l hielt sich ruhig. Von des schönen Burschen Arm umschlungen zu sein, war ja so übel nicht, und so war's wohl nur Geschämigkeit, was sie zittern ließ! Man hätte es meinen sollen, doch war die Bronerl allzubleich für zärtliche Empfindungen, und ihre Augen waren voller Furcht.

„Möcht' dein Schatz sein, Dirndl. Wärst g'rad 's Blümerl, das i brech'n möcht', und scheint's mir bald so, als ob unser Herrgott di' für mi' b'stimmt hätt', denn du lauffst mir g'rad' zu oaner Zeit in d' Arm, in der mein Herz zum Ueberlauf'n voll is, vor Ruahlosigkeit und vor Glück!“

„Andresl! Laß mi, und — und red' nix vom Glück!“

„Warum, Bronerl! warum? Warst d' denn net all'weil liab mit mir? Wird dir denn a Busselr gar so schwer? 's is ersti, das der Andresl oan Dirndl gibt. Nur sein Mütterl hat si' bis hent' an sein' Schnurrbartl g'rieb'n, da gibts koan Eifersucht net, und recht sollt's mir sein, kunn't's Bronerl daselb' von ihr sag'n.“ Er wartete keine Antwort ab — er küßte die Dirn.

Der Frühling, die Jugend, sie hatten ihm heiß gemacht. Die Bronerl aber, die war nicht warm geworden. Mit einem Ruck machte sie sich frei; jetzt fand er, daß sie verstört aussah. Auch sie merkte etwas — merkte, daß sich über des Burschen eben noch so frohes Gesicht ein schmerzlicher Zug verbreitete.



Sie warf die Sense nieder und strich ihm mit scherzender Geberde über das wirrgeordnete Haar.

„Daß d' so wild sein kannst, net' glaub hätt' i's! Muast net an solchi Sach'n denk'n, sunst fürcht' i mi vor dir und ruaf'n Hansl, der is am Bach d'runt' mit die Goasß.“ Recht verlegen sagte sie es und war bemüht, sich

ihm gut und mild zu zeigen. So war sie immer gewesen, und er hatte nichts dabei gedacht, heute machte es ihn zornig. Er stieß sie weg.

„Is das dein' ganze Antwort? Kamp'l'n kann i mi selber. Lieb hab'n hätt'st du mi soll'n, so gern, wia i di hab', seit heut? seit immer? I woaß net — i woaß nur, daß 's guat g'wes'n wär; daß mir d' Sonn' no amal so liacht, daß mir d' Welt viel tausendmal schöner deucht hätt', als jetzt, wo i's g'spür, daß du, g'rad' so, wia die Andern, mi' für an Narr'n halt'st!“

Wahllos hatte der Bursche das Wort gebraucht, das ihm der Zorn eingegeben, jetzt erschrak er darüber. Ein Narr! Ja — so wird es sein, für einen Narren halten sie ihn! Jetzt hat er den Schlüssel zu Aller Benehmen. Er ist niedergeschmettert.

„Widerstreich mir do!“ schreit er, gefolttert von einer Angst, wie er sie noch nie empfunden. Wirt schaut ihn das Mäd'l an. „Reb'!“ drängt er auf's Neue und faßt wild ihre Hände.

„Na, Andres, für verrückt halt di' oaner. Du kannst mir's glaub'n, i thät dir's ja sag'n — o mein! Wann's nur das wär!“

Er hört nur ihre Verneinung, der Schluß ihrer Rede hat jetzt noch keine Bedeutung für ihn.

Er glaubt ihr, denn ganz aufrichtig hat sie ihn angeschaut.

„Nachher is all's guat!“ jubelt er und hält doch mitten in einem frohen Gedanken ein. „Und Du fürcht'st di' do' vor mir? Broni! Du hast no' was g'sagt! — „Wann's nur das wär!“ Was hoast das? No' bin i net verrückt, aber i kann's werd'n. Was is mit mir? Reb' — i sieh dir's an, Du woast's. Mach' mi net wild, Dirndl! — Na, na fürcht' Di net! I thua Dir ja nix.“

„I kann Dir's net sag'n, Andres! Gott b'hüt' Di! Mit Dir geht mein Glück aus der Welt!“

Sie liegt an seinem Halse, sie schluchzt und dazwischen

küßt sie ihn. Es ist ein Abschiednehmen, er spürt es, er starzt in den tiefen, blauen Himmel hinauf und läßt sie gewähren, er rührt sich auch nicht, als sie sich plötzlich von ihm reißt, und über die Wiese eilend, im Moosbauernhofe verschwindet.

Noch lange steht er wie ein Steinbild da, dann wischt er sich über die flimmernden Augen und sagt laut und unnatürlich ruhig: „Wann's nur das wär'!“

Mit diesen Worten, die er immer wiederholt, geht er weiter. Sie erfüllen seine Seele mit Grauen, dazwischen denkt er zuweilen an die letzten Worte des Mädchens und die sind wie Sonnenstrahlen, die das Grauen lindern.

Unaufgehalten steigt er nun aufwärts, schon winkt das Steineck herunter. Der Schnee liegt noch oben, und ringzum brauen die Nebel. Die Almwiese aber, auf welcher das flachdachige Semnhaus der Dirnbacherin steht, die ist wie grüner Sammt zu schauen.

Dahin lenkt der Bursche seine Schritte. Vor dem Hause empfängt ihn mit freundlichem Grinsen der Kropf-Cenz. Auch dessen Schwester, die Nanni, ist da, sie ist gerade auch keine Schönheit, aber mit ihrem Bruder verglichen, ist sie eine liebliche Erscheinung. Sie ist eben daran, das einfache Mittagmahl für Andreas auf den Tisch zu stellen, denn sie hat ihn schon vor einer halben Stunde am Wege unten gesehen.

Sie lacht ihm zu und sagt: „Guat is, Andres, daß d' schon da bist, hab' net ehnder fortgeh'n woll'n, eh' Du herob'n bist, denn mit'n Cenz is' heut' wieder nig anz'fang'n. Leicht kunnt er was Dumm's mach'n. So, und jetzt geh' i. D' Bäuerin kummt alsdann morg'n herauf. Wuast ihr halt fein an d' Hand geh'n, die paar Tag, die Ihr da haus'n werd's. Ja und no oans, der Jäger-Franzl hat sein Stuk'n da lass'n, er holt'n wieder, bis er von der Mirzl kummt, woast ja, i' is sein Schatz, aber seit i' ihr'n Vatern beim Treib'n derschoff'n hab'n, siacht sie's net gern, wann

der Franzl mit'n Stuz'n kummt. Muaßt's 'n Cenz net ver-rath'n, daß er im Haus is, kummt leicht an Gusto kriag'n d'rauf — alsdann und jehz Pfiart Gott und bleibt's g'sund. D' G'schekerti,\*) des muaßt net vergeß'n, die kriagt koan Wasser net, die muaß a sein im Stall bleib'n, nacher wird 's schon wieder g'sund werd'n."

Die leere Krage am Rücken, machte sich die alte Magd zum Gehen bereit. Ehe sie das Haus verließ, bespritzte sie sich mit dem geweihten Wasser, welches in einem kleinen Gefäße an dem Thürpfosten hing, warf noch einen Blick umher, der länger, als an allem Anderen auf dem Gesichte des Andres weilte, und schritt dann seufzend über die Schwelle.

Andreas hatte ganz wohl ausgehauet, als er in die Stube getreten, hatte auch freundlich noch einen Gruß für die Mutter mitgegeben. Dabei saß er in dem finsternen Eckwinkel hinter dem Tische und schien ein bißchen ermüdet.

Er war es vielleicht auch, aber er spürte es nicht. Kaum war die Nanni draußen, so sprang er auch schon auf und eilte zur Thür.

Ein bitteres Lächeln bewegte seine Lippen, während er der rüstig Ausschreitenden nachschaute.

„Du guat's, alt's Weibl, Du woaßt's a, wia's mit mir steht. Alle wiß'n's, nur i net. Berruckt bin i net. Wia mir nur der Gedank'n kumma is? Nur guat, daß 'n d' Bronerl glei wieder davong'jagt hat — aber das, was i' z'leht g'jagt hat, das geht mir im Kopf umanand, als wia a Mühlrad. Was gibt's denn no Aergers? Net zum derdenk'n is! Und's Dirndl hat d' Wahrheit g'jagt, das is net zum Bezweif'ln und d' Wahrheit is 's a, daß i' mi gern hat. Du, mein lieber Herrgott, warum gibst mir so a Stund, wann i ihrer do' net froh werd'n kann! „Mit Dir geht mein Glück aus der Welt!“ Ja, so hat's g'jagt. „Aus der

\*) g'schekerti = mehrfarbige Kuh.

Welt!“ Was hoast das? Meiner si, mir scheint i g'hör gar net in die Welt. All mein Lebtag hab'n sie 's anders mit mir g'halt'n, als wia mit and're Leut' — schier wär's am g'scheit'ft'n — na Andresl — an's Sterb'n denkst net. Aber a End' muas g'macht werd'n mit der Hamlichthuerei, i will endli amal wiß'n, was i' denn hab'n.“ Tiefathmend wischte sich der Andresl die feuchte Stirne. — Wie ein Erwachender sah er um sich. Hinter einem Kasten lehnte das Gewehr. Er ergriff es. Nur selten hatte er eines in Händen gehabt — denn er hatte es seiner Mutter versprechen müssen, die Jagdfreuden zu lassen. Grimmig schüttelte er das Gewehr und grimmig sagte er: „Da hat die Kannerl den Stuß'n aufg'hebt? Grad recht für mi stund er da — aber na, jo weit jan ma no' net, trotzdem d' Bronerl moant', 's gäbert no was Nergers als 's Berrucktsein!“

Draußen knisterte der Kies unter derben Tritten. Der Kropf-Cenz kam in die Stube.

Er strich den salben Schnurrbart durch die Finger und schnupperte gegen den Tisch hin.

„Kock'n hat's g'macht!“ gröhlte er mit heiserer Stimme. „Gelt, Andresl, i kriag Kock'n!“

Der Cenz tappte zum Tische hin und schaute verliebt aus seinen kleinen, blöden Augen auf die große Schüssel, darin die Schmalznocken aufgehäuft waren. Sie waren des Halbtrottels Lieblingsspeise.

Jetzt schaute der Cenz sich um, denn der Andresl kam noch immer nicht, um ihm davon zu geben; und sich allein etwas zu nehmen, wagte der Cenz nicht, denn es war ihm gelehrt worden, nichts anzurühren, was nicht sein war.

„Wo is er denn?“ gröhlte er und schüttelte verwundert den Kopf, wobei sich auch sein gewaltiger Kropf mit-schüttelte. Seine Gier ist nun schon größer, als sein Gehorsam. Lüstern schaute er auf die Kocken nieder und betupfte sie verstohlen: „Kalt werd'n i' a schon!“ murrte er, dann aber sagte er nichts mehr; rasch hatte er das größte

Stück in seinen Mund gestopft und würgte es hinunter. Der Andresl stand indessen vor der Thür und starrte mit gedankenvollen Augen der Alten nach, die eben hinter einem Bergvorsprung verschwand. Es war ihm nun leid, daß er sie nicht gefragt hatte, sie hätte ihm schließlich schon Rede gestanden, wenn nicht auf seine Bitten, so doch auf seine Drohungen hin. Unwillkürlich faßte der Bursche das Gewehr fester an und sein Finger legte sich auf den Hahn. Ei ja, heute war er just in der Stimmung nachdrücklicher als sonst zu fragen. Der Bronerl ihre Worte hatten ihn darüber belehrt, daß er sein Geschick ernster zu nehmen habe, als er es bis jetzt gethan.

Ein Druck! ein Knall! ein Schrei!

Des Andresl zuckender Finger hatte eine Kugel in den schönen, blauen Himmel hinaufgeschandt.

Es war, als ob er einen schlimmen Gedanken damit erschossen hätte, denn ob der ungewollten und ungewohnten That fühlte er sich erschüttert und erleichtert zugleich.

Der Blitz und Knall zogen ihn ab vom Gewimmel der Gedanken und Empfindungen, die ihn seit einer Stunde verwirrten. Den Schrei, den hatte der Kropf-Cenz ausgestoßen. Er stand jetzt mit verzerrem Gesichte neben dem Andres und riß ihm das Gewehr aus der Hand. „Du Sakra!“ schrie er den verblüfften Burschen an, „willst' leicht a oan kaltmachen? Hast net genua d'ran, daß d' für dein' Vatern büaßen muast?“

Grob stieß der Cenz den Andresl in's Haus hinein und hängte dann den Stutzen in einem geschützten Winkel auf. „Daß d' mir'n nimm'r anrührest, du Unglückskind!“ murrte er dabei.

Andreas hatte sich's gefallen lassen, daß der Knecht so grob war, es blißte schon bei dessen ersten Worten der Gedanke in ihm auf, daß er vom Cenz erfahren könne, was die anderen ihm vorenthielten.

Er zitterte, aber er ließ sich's nicht merken, wie er-

regt er war. „Cenz,“ hub er an „geh, kumm her, jekt werd'n ma ess'n.“

Zum Essen ist der Cenz immer zu haben. Schon sitzt er dem Burschen gegenüber. In seinem Gesichte ist nichts mehr von der Intelligenz zu sehen, die der Schuß merkwürdiger Weise in ihm erweckt; der Schuß, der auch die Erinnerung wachrief, die den Vorhang von des armen Cenz Geiste zog.

„Kriag i oani? Nur oani!“ bettelt der, wieder zum Kinde gewordene Mann. Er weiß, wenn er bescheiden ist, so ist das nur zu seinem Vortheile, darum bittet er nur um „oani.“ Er getraut sich auch jetzt nicht, mit der Hand zuzulangen, sondern nimmt ganz manierlich den Löffel, indes ihm Andresl gewährend zunickt.

Laut schmachend ist er dann und blinzelt dem Burschen pffiffig zu. „Warum langst denn net zua, s' san guat, desmal hat's viel Schmalz d'reinthan.“

Der Cenz sagt's seinem stillen Gegenüber. „Cenz,“ entgegnet der Andresl „möcht'st alle Nock'n?“ „O mein!“ entgegnet der Trottel geschämig, „o mein, Andresl, du moanst's aber guat mit mir, d' ganzi Schüß'l sagst, g'hört mein? Ei freist, d' Nock'n, de san mein Leibspeis — woast, i gib dir oan Schlagring dafür. I hab' 'n n Wurzbachgrab'n-Michl abbett'lt. Den kriagst —“ Der Cenz suchte in seinem Hosensack nach dem Schlagring, den seine aufwallende Dankbarkeit für die Nocken hergeben will, da legt der Herrensohn seine Hand auf den Arm des Knechtes. Mit zitternder Stimme und gewaltiger Anstrengung bringt er heraus, was er sagen will.

„Cenz, kwan Schlagring brauch' i' net. Hab' ja mein' Muatterl versproch'n, daß i nia net rauf'n will, aber — aber was and. rscht kunn't mir thuan.“

„So — was denn?“ sagt der Cenz zerstreut und fährt mit dem Löffel in die Schüssel. Da rückte sie ihm der Andresl weit weg.

„Muaf i's denn ehuder thuan?“ Der Knecht klopft ärgerlich mit dem Löffel auf den Tisch — das Essen ist ihm jetzt schon wieder die Hauptsache.

„Ja, glei, i will nimmer wart'n,“ braust der Andresl auf. Die Ungeduld verzehrte ihn fast. Der Genz denkt langsam und jetzt, jetzt denkt er überhaupt nur an den Inhalt der Schüssel, den er zum Inhalte seines Magens machen will.

Der fieberhaft erregte Burische sieht das ein. Zornig schiebt er ihm die Nocken wieder zu. „Alsdann da hast, du Fraß — isz, aber hör' mi' an dabei und red' wie du's verstehst.“

Und während der Genz über das Essen herfällt, fragt ihn der Burische aus, dem über allen anderen Gedanken immer der eine schwebt: „O mein! Wann's nur d a s wär'!“ Er zieht Wort für Wort aus dem schwachköpfigen Esser, und zittert vor Furcht, nichts zu erfahren und zittert vor Furcht etwas zu hören, was der Bronerl Worte bestätigt. „Genz! Hör' mi an. Mein Vater hat oan Einbrecher der-schoss'n, das woaf i, a Zigeuner war's, a schlechter Kerl. Gleiwohl hat mein armer Vater sitz'n müaf'n dafür, und a paar Jahr d'rauf is er g'storb'n. — Hörst' mi, Genz? Mach' net so oan Heid'nlärm mit dein' Löff'l. Was fahrst denn so umanand?“

„De Flig'n, des verflixt Viech, de wollt' a miteff'n. Sitzt, da hab i's derschlagen — de frizt koani Nock'n mehr.“

Der Genz gab wieder Ruhe — nachdem er seine todte Feindin vom Tisch hinabgewischt. Andreas ballte die Hände, dennoch fuhr er ruhig fort: „Alsdann, mein' Vater hat büafz, was er all'nfalls Unrecht's than hat. Ruahlos und trüabjeli is er g'west seit der G'schicht, des woaf i, wiewohl i damals no a kloans Büabl war.“

Wieder ward er unterbrochen. Auf einem nahen Baume rief ein Kuckuk, das hörte der Genz und klopfte lustig auf seine Taschen.



„Bleibt all's drinn!“ lachte er dabei und schlug sich nun, so oft der Kuckuk rief, damit das Zaubermittel nur ja helfen möge. Als er so den Inhalt seiner Säcke kräftig genug gefeilt zu haben meinte, aß er wieder mit ungeschmälerstem Appetite weiter. Dem Andresl wollte die Geduld vergehen, plötzlich kam ihm ein Gedanke.

Er stand auf und holte das Gewehr. Mit ihm in der Hand kehrte er zum Tisch zurück. Jetzt stuzte der Trottel. „Gib's weg,“ bat er, „g'rad du sollst so was net anrühr'n.“

„Warum net? Cenz! Warum net?“ schmeichelte Andres, während sein Herz zum Zerspringen klopfte. Cenz aber konnte derzeit nicht antworten, denn er schmierte eben das Fett in der Schüssel zusammen.

„Sag's mir, mein lieber Cenz! Bin so viel neugierig, is do gspossi, daß g'rad i foan Stuz'n net anrühr'n sollt. Is mir leicht was b'stimmt\*) mit oan Stuz'n?“ Scheu hielt Andreas die Waffe dabei unwillkürlich von sich weg, und jetzt war der Cenz zur Antwort bereit.

„B'stimmt? sagt, b'stimmt? I woas net, i woas nur, daß d' weg'n oan Stuz'n und oan Schuß sterb'n muasht. Da schau, jetzt hab' i's all' gef'n, bis auf dani, aber des is d' Besti, de is um und um voller Brest'n.“ Gleichgiltig hatte der Cenz begonnen, aber lüstern in die Schüssel schauend, geendet, der Andres war blaß geworden und seine Stimme war heiser.

„Alsdann sterb'n muß i, und warum denn und wann denn?“ Sag's, Cenz!“ schrie er plötzlich wie ein Unsinniger, und drang auf den Knecht ein. Der sah den Gewehrlauf blitzen und vergaß darüber zu essen. Gingeschüchtert und sichtlich angestrengt nachdenkend saß er da.

„I sag dir's glei'! I sag dir's glei'!“ murmelte er unaufhörlich und endlich sagte er es.

„I woas schon, wia's war. Wia's dein Vatern fortg'führt hab'n — da is den Zigeunerbuab'n sein' Muatter kumma. De war a Hex! Wart nur, Andresl, glei' wird m'r all's einfall'n. — Ja, s'igt, so war's, de Hex hat dein' Vatern und di verflucht, und hat dir's Leb'n abg'redt.“

„Weiter — weiter!“

„'n Dirnbacher sein Bua dürst net älter werd'n, als der ihrige, den er ihr derschoff'n.“

„Na — das is ja eh schon ausganga, — der Ferdl is jung guua g'storb'n.“

\*) b'stimmt = vorhergesagt.

Mit einem tiefen Athemzug hatte Andreas diesen Gedanken ausgesprochen. Er fühlte eine Bergeslast von seiner Seele gewälzt. Der Cenz aber wälzte sie wieder zurück.

„So, moanst? Aber da irrst di. Net'n Ferdl hat de Hex g'moant, 'n Erstgeborenen vom Dirubacher hat ihr Fluach' troff'n, und der bist du.“

„Ja,“ sagte der Andresl mit heiserer Stimme, „ja — der bin i! — Und jetzt, Cenz, jetzt sagst mir no oans. Wia alt war der Zigeunerbua!“

„No net zwanz'g Jahr!“

Der Andresl ließ den Kopf auf den Arm sinken und stöhnte — jede Muskel spannte sich in seinem Körper. Ihm war, als müsse er sich gegen das Todesurtheil stemmen, das der Cenz eben ausgesprochen, und das einer Mutter Fluch schon seit Jahren über ihn verhängt. Ja, das Bronerl hatte Recht, es gab noch Schlimmeres, als das Verrücktsein; das Verhängniß, das ihn getroffen, war ein gräßliches, so glaubte er. Wir glauben, daß schlimmer als Wahnsinn, der Glaube an dieses Verhängniß war. Während in Andreas' Seele die Verzweiflung einzieht, ist der Kropf-Cenz seine letzte Nocke. Er schmaßt dabei vergnüglich und leckt dann die Schüssel aus.

Er hat vorher wohlweislich nach dem Herrensohn hinübergeschaut. Doch der sieht ihn nicht, der Cenz kann also ungeschert, weil ungestraft, seinem Triebe folgen. Auch das Gewehr ist weg, es ist dem Andresl aus der bebenden Hand gesunken und liegt jetzt am Boden, es erinnert den Cenz nicht mehr an die Vergangenheit. Seine lichten Augenblicke sind vorüber.

Verdrossen stellt er die Schüssel auf den Tisch und rüttelt dann den Andresl.

„Aus is!“ gröhlt er, „all's is gar!“

Der Bursche erhebt den Kopf, erhebt sich selber.

Der Kropf-Cenz kann den Jammer nicht lesen, der jetzt in den schönen, feinen, sonst so verschlossenen Zügen

des Andres zu lesen ist, er versteht nicht, warum über des sehnigen Burtschen Leib immer wieder und wieder ein Bittern fährt, warum seine Augen erloschen, seine Stimme tonlos ist.

„Aus is!“ sagt auch der Andresl. „All's is gar!“ Daraufhin ist er aus der Stube gegangen und geradenwegs den Berg hinunter gestiegen; er hat sich nimmer umgesehen und kein Wort mehr zum Cenz geredet.

Der starrt ihm nach; er lacht blöde und verlegen: „Warum er so harb\*) is? A ganz weiß is er im G'sicht. Hab' eahm do nix 'than. 'Veicht is eahm load, daß er mir d' Rock'n g'schenkt hat.“

\* \* \*

Der Dirnbacher-Hof lag neben drei anderen Anwesen auf der Berglehne, zwischen der Alm und der Laudach.

Es war ein stattlicher Hof und seine Bewohner waren allüberall beliebt und geachtet. Gleichwohl war seit Jahren das Glück aus dem Hause gewichen; dafür hatte sich lauernde Angst und das aufreibende Erwarten eines vorherbestimmten Unglückes daselbst eingenistet.

Der Kropf-Cenz hatte es dem Andresl ganz recht erzählt, wovon er einstmals Augen- und Ohrenzeuge gewesen.

Die Zigeunerin, welcher der jähzornige Dirnbacher den verbrecherischen Sohn getödtet, die hatte einen wilden Fluch ausgesprochen.

Nicht älter, als ihr getödteter Sohn, solle der Erstgeborene des Dirnbachers werden. Das hatte sie unter gränlichen Verwünschungen den bestürzten Dirnbachern zugescrien, während der kleine Andresl im Bache unten Krebsse suchte. Von da an war es mit der Freiheit des Buben aus. Er war das Angstkind seiner Eltern geworden. Auch die Nachbarn erfuhren von der Verwünschung der

\*) harb = böse.

Zigeunerin und sie glaubten an deren Macht, wie die Dirnbacher-Leute daran glaubten.

Der Andresl war ihnen demnach nicht wie ein anderes Kind. Mit ihm mußte man mild und herzlich zu allen Zeiten sein, denn heute oder morgen konnte sich sein unverschuldetes Geschick erfüllen. Den Kindern wurde nichts erzählt, denn Kinder plaudern, und der aufgeweckte Bube sollte nie und nimmer erfahren, welch schreckliches Los über ihn verhängt war. Ueber die vier Häuser kam das Geheimniß nicht hinaus. In ihrem Banne aber sicherte es dem Andresl eine Behandlung, wie sie nicht leicht wieder einem Bauernjungen zu Theil wird.

Die Großen hüteten allesammt seine Gesundheit, bewahrten ihn vor allem, was einer Gefahr gleich, ersparten ihm jede Anstrengung und thaten ihm alles Liebe und Gute.

Andresl wurde darüber weich, doch nicht weichlich, sein empfindend, doch nicht empfindsam, sein Herz war voll Dankbarkeit für die Güte, die man ihm bewies und die er niemals mißbrauchte. Diejenige, die allen Mißwachs in seiner Seele unterdrückte, die darin Alles jätete, was ihr verderblich schien, das war seine Mutter.

Wer wollte daran zweifeln, daß sie am meisten geängstigt, daß sie am tiefsten gequält war von dem Fluche der Heidin, den Gott vielleicht doch gehört. Aber die Dirnbacherin war ein kluges und frommes Weib.

Sie behütete nach Mutterart ihr gefährdetes Kind mit wahrhaft zitternder Sorge; sie that vielleicht zu viel für seinen Leib, verzärtelte ihn zu sehr, muthete ihm allzuwenig Anstrengung zu und allzuwenig Entbehrungen.

Aber, wenn jemals allzu ängstliche Mutterliebe eine Entschuldigung hatte — so war es in diesem Falle. Mit der Seele ihres Kindes wußte die Dirnbacherin ganz trefflich umzugehen, die wußte sie rein zu erhalten; unbefudelt von der Lüge, der Feigheit und der Sittenlosigkeit, die nur zu oft schon in den Kinderseelen wohnen. Dabei hatte sie liebe

Helfer. Vorerst ihren Mann, der ihr gar sanft und ernst und still heimgekommen war, als er seine Strafe für die allzu nachdrückliche Selbsthilfe verbüßt hatte.

Der Dirnbacher war dereinst ein kerniger Bauer gewesen. Das halbe Jahr hinter den Eisengittern hatte ihn gebrochen. Seine Ehre hatte er nicht verloren, auch nicht die Liebe seiner Nachbarn, die nüchtern denkende, einfache Leute waren; aber die Lebenslust war ihm ausgegangen, seit er einer einzigen heftigen Regung wegen viele Tage und endlose Nächte hindurch, einem wilden Thiere gleich, eingeschlossen gewesen.

Sein Weib hatte ihn nicht besuchen dürfen. Er wäre lieber gestorben, als daß er sich ihr im Sträflingskittel neben den Gaunergesichtern der anderen Häftlinge gezeigt hätte.

Er war auch daheim fast schüchtern geblieben, und alle Freundlichkeit der Nachbarn, alle Liebe seines Weibes konnten ihn nimmer zu dem machen, der er einst gewesen.

Still und unermüdet arbeitend wurde er dem Andrestl und dem Ferdl ein leuchtendes Beispiel wie Einer sein muß, der seinen Besitz wachsen sehen will. Auch in der Gottesfurcht war er seiner Familie und seinem Gesinde ein rechtes Beispiel. Fromm war er, aber kein Frömmeler. Daß er dem Fluche, den er auf sein Kind geladen, mehr Bedeutung zulegte, als der Pfarrer, der ihm die Angst auszureden suchte, das mochte sein Herz beantworten.

Das Geschick, das wie man es immer nahm, nun einmal auf dem Dirnbacherhofe lastete, das hatte seine Bewohner alle mehr oder weniger zu Denkern und Gefühlsmenschen gemacht.

Die einsam hausenden Bergbauern werden das leichter als die Dörfler.

Wie die im Dirnbacherhause, so waren auch ihre Nachbarn.

Weniger bedrückt freilich und daher auch weniger nachdenklich, weniger aneinander hängend und daher auch weniger

sinnig. Aber liebe, gute Menschen waren es doch, das bewies schon, daß sie vor dem Andresl kein schmutziges, kein rohes Wort hören ließen.

„Sei stad! 's Andresl kummt!“ So hörte mans oft flüstern, wenn Dirn und Burche, oder zwei lustige Freunde beieinander standen, die gerade nicht vom Rosenkranz oder unserer lieben Frau geredet hatten.

Und, wie selbstverständlich, schwieg der Ermahnte.

„'s Andresl kummt's den Engerln sag'n!“ sagte einmal der Moosbäuerin Broni, als die Lisl vom Pfauenhof sie verleiten wollte, im mütterlichen Keller Rahm zu naschen.

„Geh, was redst d' denn,“ meinte altflug und wegwerfend die kleine Lisl. Da erst wurde die Broni recht eifrig.

„So, glaubst's net? Mei' Ahnl\*) hat's g'sagt. Der Andresl träumt alli Nacht von Himm'l und nix Böf's mag er net leid'n. Hat a g'weih't's Schnürl um 'n Hals, is a Haar von uns'rer Liabn Frau d'rinn, d'ran halt's 'n, daß er net fällt und lupft's,\*\*) wann er ihrer vergeß'n will. D'rum is der Andresl 's besti Kind in die Berg' und ma muaf si' schämen, wann er am's anschaut, daß m'r was Unguats than hat.“

So legten sich die alten Leute und die Kinder des Dirnbacher Andresl's Sonderstellung aus.

All das kam ihm zu Gute, und er wurde gut dabei. Die Broni war seine liebste Gespielin, sie war ein Geschwisterkind von ihm und kam daher öfter als andere in's Haus, oder er kam in den Moosbauernhof hinauf, der fast eine halbe Stunde Weges weiter oben, auf der Berglehne lag. — Jahre vergingen. Das gescheite Bronerl dachte oft und oft darüber nach, warum der Andresl denn gar so viel anders dareinschaue als die anderen Buben, und warum es

\*) Ahnl = Ahne oder Großmutter.

\*\*) lupft's = schüttelt es.

einem gar so eigen zu Muthen sei, wenn man in seine stillen, sinnenden Augen sah.

Sie kam bald dahinter, viel eher als der Bursche, der verzagt und stolz und dankerfüllt und trotzig zugleich wurde über das ganz absonderliche Leben, das man ihm aus Liebe aufzwang. Was sie beim Anblick des Burschen empfand, das wußte sie aber erst ganz genau an dem Tage, an welchem sie durch einen Zufall erfuhr, was der Andreßl zu erwarten habe.

Liebe und Grauen stritten in ihr. Die Liebe hieß sie ihre ganze Zärtlichkeit über den Bedrohten ausschütten, das Grauen hieß sie vor ihm fliehen.

In jener Zeit kam das Mäd'l nur selten herunter zur Dirnbacher-Mahm. Deren Sohn dachte auch nicht viel an die Bronn. Der hatte mit sich selber vollauf zu thun. Immer größer wurde seine Unruhe — und immer deutlicher das Mitleid der Leute. Oft ertappte er die Mutter bei einem forschenden Blick. Die zehrende Sorge, die er seit Jahren an ihr wahrgenommen, die wich manchesmal freilich einer auffallenden Heiterkeit, zumeist dann, wenn sie im Pfarrdorfe unten gewesen; aber ihre frohe Stimmung hielt niemals lange an.

Einnmal war er des Nachts erwacht, da stand sie, über ihn gebeugt und konnte die brennende Kerze nicht so schnell zurückziehen, daß er nicht die thränenvollen Augen seiner Mutter gesehen hätte.

Ein andermal blätterte sie an einem Sonntag im Kalender. Er saß neben ihr und sah es ganz deutlich, daß sie plötzlich zusammenfuhr.

„Was hast denn, Muatterl?“ fragte er damals und hatte auch schon, längst mißtrauisch geworden, den Kalender an sich gezogen.

Man stand im April, sie aber hatte den Mai aufgeschlagen. „Was hast denn g'suacht?“ forschte er. Sie sah wohl, daß sie nur die Wahrheit sagen konnte.

„Dein Geburtstag!“ stammelte sie. Es war, als ob sie etwas ganz Anderes sagen wollte, das spürte er wohl, doch was es war, davon hatte er noch keine Ahnung.

Gleichwohl wuchs alltäglich die Unruhe um ihn her und auch die Unruhe in seinem Herzen.

Endlich fand es die Dirnbacherin für nöthig, ihren Sohn von der immer mehr wachsenden Theilnahme der Nachbarn zu befreien. Auf der Alm oben sollte er die Einsamkeit finden und in ihr vielleicht auch die Unbefangtheit. Oben gab es ja nicht mehr Gefahren, als herunter, und frisch und gesund zog also der Andresl hinaus. Immer heißer und inniger hoffte die Bäuerin, daß die letzten Wochen, die er noch bis zu seinem zwanzigsten Jahre zurückzulegen hatte, ohne Unfall vergehen würden, und damit alles Mögliche gethan sei, wollte sie diese Zeit bei ihm oben verleben.

Ein Tag nur noch und sie zieht auch hinaus.

Mit ziemlich viel Ruhe und Zuversicht sieht sie den Sohn bergwärts wandern und geht alsdann daran, die Wirthschaft so in den Stand zu setzen, daß sie dieselbe der alten, treuen Manni für die Zeit ihrer Abwesenheit übergeben kann.

Ein verlässlicher Knecht wird noch mit ihr hinausgehen, denn man kann nicht wissen, wozu er allenfalls nöthig werden kann. Der Hof aber, der bleibt unter Aufsicht der Manni und der zweiten Magd.

Ganz froh ist die Dirnbacherin darüber, daß ihr der gute Gedanke kam, den Buben hinaufzuschicken. Es wird ja Alles noch gut werden. Wenn eine hasserfüllte, verzweifelnde Mutter einen Fluch ausgesprochen, so wird das tausendmal zu Gott gesendete Gebet einer liebeerfüllten Mutter doch diesen Fluch wirkungslos machen können!

O, Gott ist gut! Freilich ist er es! Seit Jahren hängt das Schwert über ihres Sohnes Haupt — aber es ist nicht gefallen — es wird auch nicht fallen.

Heute, an diesem einsamen Tage, an dem ihr Andres allein oben ist mit dem Cenz, und sie unten allein ist mit

ihrer Angst, will es ihr freilich scheinen, als ob in der kommenden Woche noch entsetzlich viel Schlimmes geschehen könnte, darum betet sie — wie Josua betet sie — und wenn ihre Andacht sinken will, hebt die Mutterliebe sie wieder empor. — Keinen Augenblick wird sie Gott Ruhe lassen, immer und immer wird er auf sie hören müssen, damit er darüber der Rache vergesse, die wüthender Mutter-schmerz auf ihr unschuldiges Kind herabgerufen. —

Es ist ein schöner Nachmittag geworden. Das Sonnenlicht liegt tiefgelb auf den Baumstämmen, die wie glühendes Erz aussehen. Auf dem Gartenzaun hüpfen Ammern und Rothkehlchen umher, und hoch oben am Misthaufen stolzirt der Hahn. Er schüttelt die glänzenden Federn und bohrt zuweilen den Kopf in den Dünger.

Im Brunnenabfluß baden feiste Enten und die Kukuruzkolben baumeln leise unter dem Dachfirst. Dazu girren Tauben, murmelt der Bach und summen die Bienen, die zwischen Anemonen, Butterblumen und Maßliebchen umherirren.

Der Rauch steigt aus dem Schornstein. In der Küche steht die Dirnhoserin und richtet das Abendbrot, und das Spüllicht für die Küche steht auch schon auf dem Herd.

Heute wird man sich ganz besonders zeitlich niederlegen, so plant die Bäuerin, denn morgen will sie zeitlich auf und unterwegs sein; auch ist sie in letzter Zeit gar so unruhig gewesen und so müde und abgeschlagen.

Wohl ist sie noch nicht alt, aber der vieljährige Kummer, der hat sie alt gemacht.

Es wird ihr selber friedlich zu Muthe, da sie nun unter der Hausthüre steht und das friedsame Bild rings um sich betrachtet.

„Moant ma do glei, daß da niamals nij Schlimm's g'scheh'n sein kunnt!“ — Sie sagt nichts weiter, sie denkt nur mit leisem Grauen an das, was doch schon da geschehen war und an das, was der vieljährige Lattenzaun vielleicht noch sehen wird.

Es ist gut, daß die Nanni jetzt herankommt. Der Sultl umkreist sie mit lustigem Bellen und schnappt dabei, übermüthig und dienstfertig zugleich, nach der jungen Geiß, die auch aus Freude ein bißchen mithüpfen will, weil ihr die Nanni gewiß wieder eine Handvoll guter Kräuter gebracht hat.

„Grüaß Gott! Bäuerin!“

„Grüaß Gott! Nanni!“

„Na, war er guat aufg'legt, wia er aufikumma is?“

„Ei wohl! War a net aus! Was fehlt denn a dem jungen Bluat!“

„Geh! Willst mi nur tröst'n! Woast ja selber wia's steht.“

„Bäuerin! Laß nur net 's Gottvertran'n aus — nacher wird no' all's guat! Aber was i derzähl'n will. D' Bronerl is an Eichtl<sup>\*)</sup> mit mir ganga, hat allweil g'fragt, wia's 'n Andresl geht und ob denn d' Frau Mahm a g'wis morg'n auf d' Alm geht.“

„Mir scheint, 's Dirndl thät a gern mitgeh'n, 's sollt mir liab sein. Hätt' der Bua do a lustigi G'sellschaft.“

So meinte lächelnd die Dirnbacherin, doch die Nanni schüttelte das graue Haupt.

„Mit aufgeh'n, daß i' das gern thät', das moan i wohl selber, aber grad' gar z'viel lusti' schauts net aus. Moan allweil', 's Dirndl is krank.“

„Wird net sein, Nanni, wird net sein!“

Damit brach die Bäuerin das Gespräch ab.

Es dämmerte schon. Die Frauen saßen in der großen Stube bei der Suppe.

Draußen bellte der Sultl. Ein langsamer Schritt, der auf den Steinsießen vor dem Hause widerhallte, ließ sich hören, dann ging die Thüre auf.

\*) an Eichtl = Ein wenig.

„Herr, Du mein Gott! Der Andresl. Ja Bua, warum bist denn Du da.“

Die Dirnbacherin war aufgesprungen und starrte angstvoll in das Gesicht ihres Sohnes. Der sagt leise:

„Grüaß Gott, Mutter; sei net harb, dasz i wieder aberg'stieg'n bin. I hab's net ausg'halt'n ob'n. I bin liaber bei dir.“

Mit Gewalt hielt die Bäuerin ihre Angst an sich. Ruhig winkt sie den erschrockenen Dienstofften, hinaus zu gehen.

„Na — is' mir ja a Recht, aber gelt, Andres, dir fehlt gleichwohl nix. Bist a kloan weni blaß, und beini Aug'n g'fall'n mir a net recht — do — was soll dir denn die paar Stund' g'scheg'n sein?“

Sie überredete sich nur, in Wahrheit merkte sie recht gut, daß er anders, ganz anders aussah — als er ausgehen, da er vom Hause weggegangen war.

Müde ließ sich der Andres auf der Bank hinter dem Tische nieder und stützte den Kopf auf die Linke. Die Dirnbacherin preßte die arbeitshartten Hände ineinander, sie getraute sich nicht gleich wieder zu reden, denn sie spürte es, jetzt war es mit ihrem Gottvertrauen aus, jetzt kam die Angst vor dem Geschick.

Ein paarmal schluckte sie und holte tief Athem, dann setzte sie sich neben ihren Sohn.

Seine Hand war kalt und suchte in der ihren.

„Andres! hast di leicht verkühlt! I' moan do, 's is' net all's richti. Muast sag'n, wo's dir weh thuat. I, woast, i hab gar koan Angst. Warst ja allweil frisch und g'sund und wie's Leb'n — aber woast, vorsichti muast m'r sein und glei dazuaichau'n, wann am was is.“

Ganz gelassen redete die Bäuerin, aber ihre Hand zitterte wie die des Andresl. Der schüttelte langsam den Kopf.

„Na Muatterl, mir is' nix. Nur müad bin i und weil i di jetzt g'geg'n hab, is' mir leichter und jetzt geh' i



no a bisl in Wald auffi, i — woast, i hab a Starl ruaf'n gh'ört und vielleicht derwisch i's."

Der Andres log, das wußte sie, sie sah auch seine Verlegenheit bei ihrem verwunderten, vorwurfsvollen Blick, aber er nahm nichts zurück — hastig erhob er sich und verließ die Stube, das Haus.

Die Bäuerin schaute ihm nach, er eilte fast laufend über die Wiese und verschwand im Gehölz, das schon voll dunkler Schatten war. Die Dirnbacherin schaute ihm mit angstvollen Blicken nach, und da er ihren Augen entschwunden war, sank sie in die Knie.

Mit aufgehobenen Armen sprach sie zum Schöpfer.

„Du guater Gott! So sollt's do wahr werd'n! Hast meine Bähren net g'seg'n? Hast mein Gebet net g'hört? Warum nimmst net mein Hab' und Guat! Warum nimmst net mein Leb'n für sein's! O Herr Gott, so bist alsdann net barmherzig?“

„Bäu'rin! Bäu'rin! Um all's in der Welt sei stad\*)!“ flüsterte ihr in diesem Augenblick die Manni zu. Ganz leise raunte sie ihr's zu, natürlich der liebe Gott sollte es nicht hören. „Moanst denn, jekt derfst unsern Herrgott harb mach'n? De paar Tag muast schon no aushalt'n und sein freundli sein, sunst kumt sein, er thuat's jußt net, weil' d'grob' word'n bist mit eahm und des wird er net g'wöhnt sein. Alsdann sei g'scheidt, hast zwölf Jahr lang' bet', muast dir's jekt net verscherz'n — muast no acht Tag lang' an ein barmherzig'n Gott glaub'n. Müast si' ja schämen, wann er di nacher in Stich liaß! — Bäu'rin,“ fuhr sie noch vorsichtiger fort, „wann er's thät, meiner si, i wurd' luth'risch, denn nacher is des koan richtiger Gott net.“ Die Manni schlug bei ihrer rebellischen Rede ein Kreuz um's andere. Man konnte nicht wissen, ob der dort oben, hinter den Wolken, nicht doch ein bischen etwas vernommen hatte, da konnten die Kreuze nur versöhnlich wirken.

Auch fiel der Alten ein, daß sie zu weit gegangen sei und so setzte sie eifrig hinzu: „Hoast das, mein' Herrn Jesus und un're liabi Frau, de nimm i mit, wann i luth'risch werd'!“

Sich mit dem Bugelzipf die Augen wischend, erhob sich nun die Dirnbacherin und starrte in die Nacht hinaus. „Was er nur thuat draußt?“ sagte sie ängstlich. Die Mannel schrie plötzlich auf. Ein Käuzchen war an ihr vorübergeflattert und das hockte jekt am Fenster. Leise, klagend, unheimlich klang sein Ruf.

Hellaufweinend fielen die beiden Frauen einander um den Hals.

\*) stad = ruhig.

Der Aberglaube wollte sein Recht haben. Der Todtenvogel am Fenster bedeutete einen Trauerfall, so sagt das Volk. Die Bäuerin faßte sich zuerst.

„Nein! Nannerl! Was thät der Herr Pfarrer sag'n, wann er uns jetzt g'seg'n hätt'? Geh, mein' Alte, geh' nauf und richt' 'n Andresl sein Bett her.“

Die Nanni ging ins Stockwerk hinauf. Die Dirnbacherin aber wartete an der Hausthüre auf ihren Sohn. Noch immer saß das Käuzchen im Fensterwinkel und gloszte mit seinen großen Augen auf das Licht in der Stube. Die Frau schaute mit heimlichem Grauen auf den Nachtvogel.

„Warum muascht di' a g'rad' bei uns niederlass'n? Aber freili, 's wird wohl nig bedeut'n. Leb'n und Tod, du mein lieber Himmelwäter, das hast du allani in der Hand!“

Drüben regte es sich. Durch die Dämmerung kam der Andresl daher. Rasch trat er in's Haus. Die Bäuerin sah, daß er geweint hatte. Sie that nichts dergleichen. „Gehst jetzt schlaf'n, mein Bua! Morg'n wird all's wieder guat sein. B'hüat di Gott!“

„B'hüat Gott, Muatter! du guat's, guat's Muatter!“ Es war sonst nicht so sentimental zugegangen im Dirnbacherhause — nur heute war es so. Der Andresl lag jetzt auch am Halse seiner Mutter und küßte ihre schon ein wenig runzeligen Wangen.

Dann eilte er die Treppe hinauf.

Sie schliefen in dieser Nacht nicht viel, die armen, schwerbedrängten Dirnbacher-Leute.

Am Morgen, zeitlich ging die eine Dirn, die Kegerl, auf die Alm, die andere, die Wirzl, in's Pfarrdorf hinunter, und gegen Mittag kam der Arzt herauf. Er war ein alter, dicker Herr, der die Berge für's Leben nicht leiden konnte, und der es wie eine Strafe ansah, daß er der leidenden Menschheit halber, Wege wandeln mußte, welche das Entzücken aller Naturfreunde sind. Der Andres hatte bis spät in den Morgen hinein geschlafen, denn er war

unbegreiflich abgemattet gewesen und hatte fast die ganze Nacht keinen Schlaf finden können. Die Dirnbacherin hatte bis gegen Morgen hin gehört, wie er sich im Bette herumwarf. Ihre erste Sorge am Morgen war daher, einen Arzt zu berufen. Den Andresl trieb eine fieberhafte Unruhe von einer Arbeit zur anderen. So hatte ihn seine Mutter noch niemals gesehen. Mit bitterer Angst beobachtete sie ihn und hielt ihn mit List und Bitten im Hofe fest, bis der Arzt kam. Der Suttl meldete ihn. Eilig kam die Bäuerin zu seinem Empfange herbei.

„No, Dirnbacherin, Ihr selber seid also nicht die Patientin. Wen hab'n wir denn also krank?“ so sagte, sich verschnaufend, der alte Herr und drückte der knienden Bäuerin die Hand.

„Mein' Andresl, Herr Doct'r! Mein' Andresl sollt'n S' halt anschau, das hab i d'erbitt'n woll'n, und desweg'n hab' i die Mirzl' 'munter g'schickt.“

„Muatterl! Mein'tweg'n?“ sagte der Andres, der jetzt eben in den Hof kam und den Arzt gewahrte, und mit einem eigenthümlichen Lächeln setzte er hinzu: „'s nuht nix, und 's wär net nothwendi g'west.“ —

„Mir scheint aber, lieber Andres, daß bei dir doch nicht alles so in Ordnung ist, wie du meinst. Schau'st ja recht übel aus. Na, komm halt einmal in die Stub'n, da wird sich's ja bald weis'n, wie es mit dir steht.“

Dem Andres voran ging der Doctor in das Haus. Mit angstvoll klopfendem Herzen wartete die Dirnbacherin auf des Arztes Entscheidung. Sie mußte sich auf der Bank, die neben der Thüre an der ganzen Hauswand sich hinzog, niederlassen, so zitterten ihre Kniee. Die Hoffnung, die Vernunft und der Aberglaube stritten sich in ihr. Nach langer Zeit erst kam der Arzt hinaus.

„Sch kann nicht's finden! Der Bursch ist g'sund. Aufgeregt ist er wohl und da möcht' ich Euch fragen, was die Ursache davon ist. Die muß, wenn möglich, beseitigt

werden. Auch ein Gemüthsleiden kann einen Menschen dahinraffen, und seit die Nervosität auch in Euch Bauersleute gefahren ist, seither muß man mehr als sonst fragen und forschen, wenn man auf den Grund einer Krankheit kommen will.“

„Wüßt' net, Herr Doctor, was mein' Andresl kränk'n oder gift'n könnt. Er is erst seit gestern auf die Nacht gar so wie ausgwesch'lt.“

„Wird halt ein Kettel dahinter sein!“ schmunzelte der Doctor, aber die Dirnbacherin ging nicht auf seinen Scherz ein.

„Glaub net, Herr Doct'r! Muaf alsdann jezt guat acht hab'n auf mein' Buab'n. Und verschreib'n kann m'r nix geg'n sein' Unruah?“

„Nichts, liebe Dirnbacherin, das heißt nichts, das beim Apotheker zu holen wäre. Aber Ein's wäre wohl gut,“ wendete sich der Arzt jezt zum Andres, der zu ihnen trat, „du solltest auf einige Zeit fort. Vielleicht lebst du gar zu still da heroben, keinen Rausch, keinen Schatz, das ist nichts für einen richtigen Bauern.“

„Fort soll er?“ fiel jezt die Dirnbacherin lebhaft ein. „Das is m'r g'rad' g'leg'n. Kunnst auf Wels' 'nein, zum groß'n Markt. Das thät di zerstreu'n und kunnst'it ja glei' a paar Stück Vieh kauf'n und allerhand ander's für d' Wirtschaft.“

Wir wissen, daß es der Dirnbacherin nöthig schien, den Andres aus dem Bereiche der allzu theilnahmsvollen Nachbarn zu bringen; da sie nun hörte, daß ihm nichts Nachweisbares fehle, konnte noch immer daran gedacht werden, ihn aus der für ihn jezt geradezu gefährlichen Umgebung zu bringen.

Gefährlich! Ja, denn sicherlich hatte die wachsende Theilnahme, die man ihm zollte, den Andres verwirrt und ihn melancholisch gemacht. So dachte sie.

„Nun, das ist ein ganz lustiger Plan, lieber Andres,

wird wohl der Frau Mutter ein hübsches Geld kosten, doch ist's besser, es dem Wirth, als den Salbenschmierern zu zahlen? Gelt ja, Andres!"

Der Burtsche nickte und beschäftigte sich angelegentlich mit dem Suttl.

Der Doctor winkte der Bäuerin beruhigend zu, nahm lächelnd den Gulden in Empfang, den sie ihm halb verstoßen gab, empfahl noch einmal Zerstreung für den Andres und ging davon.

Der Burtsche arbeitete von da an mit mehr Stetigkeit und Ruhe und schien weniger niedergeschlagen zu sein, als er es vor des Arztes Besuch gewesen.

„Was soll mir denn g'scheg'n?“ murmelte er, nachdem er seinen sehnigen Leib prüfend und endlich mit Behagen gestreckt und gedehnt hatte. „Der Doct'r sagt ja, daß i g'sund bin. Hat mir ja a mein Lebtag nix g'fehlt. Wann mi unser Herrgott hätt' abrauf'n woll'n, hätt' er's längst thuan können.“

So wie jetzt simulirte der Andresl ununterbrochen seit gestern. Bald war der Zweifel an der Macht des Fluches, bald die Angst vor seiner Erfüllung oben auf.

Jetzt schien es ihm eben recht unwahrscheinlich, daß ein schuldloser Mensch dem Rachegefühl eines Getränkten mit Gottes Zulassung unterliegen sollte. Seine Lippen lächelten fast heiter, jedenfalls aber ungläubig dabei; da rührt es sich zu seinen Häupten. Er schaut empor, zu dem großen Holzstoß hinauf, zu dessen Füßen er eben einen Bloß zer kleinert.

Wie von einer unsichtbaren Hand geschoben, setzt sich eines der mannslangen Scheiter in Bewegung und sauft dicht neben ihm nieder.

Er hat nicht mehr Zeit zur Seite zu springen.

Aber es geschah ihm auch so nichts. Die rasch verdrängte Luft weht ihn an, wie ein Hauch, wie ein Seufzer — der Kloß aber, der steht senkrecht neben ihm, hoch und



massig wie er selber, das schmälere Ende tief in den Boden eingebohrt.

Bleich, zitternd steht Andres da. Er lächelt noch immer, aber grauig ist dieses Lächeln anzusehen, denn das Grausen ist's, das des Burschen Lippen krümmt.

Jetzt weiß er, daß ihm die Gesundheit seines Leibes nichts helfen kann. Der Tod ist überall.

Mit einer Art Wuth zieht er den herabgestürzten Klotz aus dem feuchten Boden und wirft ihn dann hin, um ihn zu bearbeiten.

Der Andres ist aber doch klug dabei, weit weg vom Holzstoß verrichtet er nun sein Werk, denn er weiß nun schon, daß seine ersten Schläge die Scheiter gelockert haben.

Trotz aller Arbeit und trotz Frühlingssonne und Alpenluft, tritt der Andres mit bleichen Lippen und eingefallenen Wangen in die Stube, als die Bäuerin zum Essen ruft.

Auch ist er schweigsam. Die frühere Unruhe aber ist wieder über ihn gekommen und in seinen Augen glimmt das Fieber. Seine Mutter sieht all dies und ihre Angst steigt.

„Auch ein Gemüthsleiden kann einen Menschen dahinraffen.“ Sie hat, seit der Doctor es gesagt, immer daran denken müssen. Aber freilich, sie weiß nicht recht, woher ihr stiller, sanfter Bub ein Gemüthsleiden hätte kriegen sollen.

Man ist fertig mit dem Essen. Die Mirzl räumt das Geschirr hinaus, die Nanni bringt dem Sulzl einen Weidling voll guter Brocken.

Die Dirnbacherin sitzt wie gestern neben ihrem Sohne. Sie sieht ihn frösteln. Hastig steht sie auf und schließt die Thür.

„Wann gehst d' denn auf Wels?“ fragt sie, damit er an Frohes denke und besser gestimmt werde.

„Muafz i denn geh'n? I bleibert am liabt'n daham.“

„Daß d' m'r ganz versäuerst. A na, Bua, thua nur, was der Doct'r g'rath'n hat.“

„Alloani fort geh'n — g'rad jekt!“ — Er hält ein, er will ihr nicht verrathen, daß er alles weiß.

Sie merkt es noch nicht, aber da sie auf ihre Weise seinen Worten einen bitteren Sinn unterlegt, schnürt es ihr das Herz ab. Trotzdem sagt sie sanft und heiter: „Kunnt ja mit Dir geh'n. Wär mir glei liaber. Hätt' a allerhand unt'n z'thuan. Beim Bind'nwirth-Bettern steig'n m'r ab, durt san m'r guat aufghebt und — 's wird uns

allzwoa lusti' mach'n, wann m'r uns wieder amal a bisl d' Welt anschau'n."

"Du bist allweil d' beste Muatter g'west, bist 's a jezt. Nur oan's thua net, net luag'n. Sag's frei, kunnt'st du in Wels unt' lustiger sein, als daham?"

"O mei! Andres! Bia schauft denn d'rein? Was bist so verstört? Was is' das für a Frag'?"

Die Dirnbacherin rief es voll Angst, denn das gramvolle Gesicht ihres Sohnes, seine Augen, aus denen sie die tiefste Noth ansah — die ließen sie Schreckliches ahnen.

"Thua'n m'r net weiter Komödi spiel'n, Muatter, i woaß all's — mir hilfst nix mehr, i bin so guat, wie todt. A paar Tag no — und i muaß sterb'n."

Ein gräßliches Wimmern antwortet ihm. Die Dirnbacherin ist auf die Bank niedergesunken und schluchzt so herzerreißend, als gälte es, die ganze Last des Kummers, den sie so viele Jahre lang vor ihm verborgen hatte, fortzuweinen.

"Muatterl, was bist denn gar so trostlos. Denk dir, i wär' Soldat, denk, daß jeder Mensch alltägli am Tod vorbeigeht, daß koan sein Leb'n im Grund genom'n sicherer is, vor rasch'm End', als das meine, und no oans denk', Muatterl, nur oanmal kann m'r sterb'n. Guat is' freilich, daß i bis gestern nix g'wußt hab davon, daß i schon so bald aus der Welt muaß — denn das is' all'oan i's Schreckliche dabei, daß i, wie a Deliquent verurtheilt bin, daß i, bei g'sund'n Leib 'n Tod erwart'n muaß — der dem Erstgeborenen vom Dirnbacher in oaner schlimmen Stund ang'wünscht is word'n. Dan Ewi'keit scheint m'r's, daß i schon auf's Sterb'n wart und wie a giftiger Wurm frißt m'r die Angst davor an der Seel'. Du mein Herr," schreit der arme Bursche jezt in fieberhafter Aufregung aus, "Du mein Herr, wann du mi a erlösi'n wollt'st — i geh' ja schon an dem Graus'n z' Grund."

Er hatte seine Mutter beruhigen wollen, aber das

Denken an sein Geschick riß ihn nun selber zur Verzweiflung fort.

Er merkt nicht, daß sie mitten in seiner Rede zusammenzuckt, das Haupt erhebt und mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, seinen Gramausbrüchen stiller, als es natürlich scheint, zuhört.

Als er, am ganzen Leibe zitternd, so vor ihr steht, als sie mit prüfendem Blick sieht, daß er seit gestern schier unglaublich schnell verfallen ist, hat sie einen Entschluß gefaßt. Ihn auszuführen wird ihr unsäglich peinlich, denn, mit dem Geständnisse, das ihr seit einigen Secunden auf der Zunge schwebt, entehrt sie sich vor ihrem Sohne.

Er aber, er ist gerettet — wenn sie redet, sie muß also reden.

Sie thut es schnell, sie darf nicht mehr überlegen, da er das Geschick des Erstgeborenen vom Dirnbacher kennt, ist er nur so zu retten.

„Andres,“ sagte sie, hastig, tonlos, mit niedergeschlagenen Augen, „was dir so viel' Jahr verborg'n is' blieb'n, das hat dir a böjer Zufall jetzt verrath'n. I aber, i sag' dir, daß du nix z'fürcht'n hast.“

„Muatter! Hast net g'rad' selber gwoant wia a Verzweifelnde und hast mi net g'hüt seit jeher, als sei i jetzt und jetzt bedroht? O — Du lüagst nur, daß i die Pein los werd'n soll — i dank dir, aber erreicht hast nix damit.“

Andreas setzt sich dicht neben sie und legt seinen Kopf an ihre Schulter, wie er es so oft als Kind gethan, wenn sie freundlich mit einander plauderten. Er sieht daher ihr Erschrecken nicht und nicht das milde Lächeln, mit dem sie ihr kurzes Nachdenken beendet. Sanft legt sie den Arm um seine Schulter und faßt seine kalte Hand.

Es ist ihr eben recht, daß er jetzt nicht in ihr Gesicht sieht: „No net,“ entgegnet sie, „aber i werd's erreich'n, daß d' ruhig, ganz ruhig bist, mein liaber Bua — und gelt, Andres, i werd's a erreich'n, daß d' m'r verzeihst?“

„Was hätt' i dir zu verzeih'n?“ Er wollte sich aufrichten, doch die Bäuerin drückt ihn an ihre Brust.

Ihr Herz schlägt hörbar, ihr Gesicht wird roth und wieder leichenfahl, da sie mit klangloser Stimme sagt: „Jetzt wird si's weis'n — ob du dein' Muatter gern hast. Andres, hör' mi' guat an, di' geht das nix an, was d' Zigeunerin g'sagt hat, 'n Dirnbacher sein Erstgeborener, der is' schon todt!“

Mit geschlossenen Augen lehnt die Bäuerin in der Ecke — der Andresl aber, der ist aufgesprungen.

„Was sagst? Wär' schon todt? Muatter! Muatter! I fürcht', daß d' Angst mi' oder di' verrückt g'macht hat. Red'st d' von Ferdl? I woaß net, daß i oan andern Bruadern g'habt hätt',“ feucht Andreas.

„Bom Ferdl red' i.“

„Der war do der Jüngere!“

„Mein Jüngerer, ja, aber 'n Dirnbacher sein ält' ster und oanziger Sohn.“

„Und i, was wär nacher i?“

„Du, du mein Bua, du bist foan Dirnbacher net!“

Eine Zeitlang steht der Bursche wie vom Blitz getroffen da, dann bricht er in ein lautes Gelächter aus. Die Frau schaut auf; ihr qualvoller Blick begegnet einem hohnvollen, einem verächtlichen.

„Andres! Schau mi net so an! Denk' d'ran, daß i dein Muatter bin?“

„Wohl! Wohl! An das denk' i g'rad', und no an oans — warum g'rad i so a Muatter hab!“ — Die Dirnbacherin schreit wie unter einem körperlichen Schmerz auf. Auch der Bursche zuckt zusammen. Er beugt sich, als ob er sie umfassen wollte, zu ihr nieder, doch noch ehe er sie berührt, richtet er sich auf. „Oan Dirnbacher!“ murmelt er wieder und wieder. „Oan Dirnbacher!“

Schritt um Schritt weicht er von dem bleichen Weibe zurück, das sich unter seinen Blicken und Worten krümmt.

„Und darf m'r net frag'n, wie m'r eigentli' hoaf'n sollt' ?“ Die Dirnbacherin ist verwirrt, doch mit aller Macht sich sammelnd und mit einem Lächeln, das selbst dem von Bitterkeit erfüllten Burtschen in die Seele schneidet, sagt sie:

„Frag' net. I' kumt' d'r net antwort'n. Was kann d'r a d'ran lieg'n, wanns d' das woaft.“

„Freili!“ lachte der Andres schneidig. „Freili, 's is hiazt\*) van Ding, ob i so oder so hoaf.“ Zitternd läßt er sich auf die Bank nieder. Seine Mutter wippt sich den kalten Schweiß von der Stirne. Mit Furcht und Hoffnung in den Augen sieht sie zu ihm hinüber. Sie kann zweierlei merken. Die Angst vor dem Sterben scheint von ihm gewichen zu sein, denn das Grauen ist aus seinen Zügen geschwunden, dafür aber krümmt die Verachtung seine Mundwinkel nieder und zeigt sein ganzes Verhalten, daß seine Seele nun ganz anders, aber nicht weniger tief leidet. Ueber das welke Gesicht der Bäuerin fliegt ein Lächeln. Wie peinvoll es ist, es ist doch ein Lächeln. So lächelt eine Mutter, die eben für ihr Kind alles gethan und die damit viel erreicht hat.

„Auch ein Gemüthsleiden kann ein Menschenleben hinaraffen.“ Der Doctor hat es ihr gesagt, sie weiß es zudem selber, denn seit manchem Jahr zehrt der geheime Kummer an ihr, hat sie alt und well und „g'schreckt“ gemacht, wie eine zimperliche Stadtfrau. Ihr Glaube an Gottes Barmherzigkeit hat ihr geholfen, über die Jahre hinweggeholfen, und das Gebet war ihre Stütze gewesen, sonst wäre sie längst zusammengebrochen, wie ihr Mann zusammengebrochen ist, der minder fest im Glauben, und überdies von seinem Schuldbewußtsein gequält worden war. Es blieb ihr keine Wahl, nur durch ihr Bekenntniß konnte sie das Leben ihres Kindes retten; so hat sie denn die gräßliche Bitterkeit auf

\*) hiazt = jetzt.

sich genommen. Der Andres — er mag sie immerhin verachten, wenn er nur am Leben bleibt. Nun ist die furchtbare Todesangst von ihm genommen, dieses Gemüthsleiden also wird ihn nicht aufreiben. Die Verachtung aber, die macht kalt, jetzt ist der Bursche freilich erschüttert, aber er wird sich dareinfinden, nichts zu sein, als der Sohn seiner Mutter.

So denkt die Dirnbacherin, während sie ihren Sohn betrachtet. Jetzt erschrickt sie. Der Andres schaut sie mit Augen an, in denen der Zweifel glimmt.

„Mi geht alsdann der Fluach nix an — warum — warum hast mi' dann allzeit b'hüat, als wär i jetzt und jetzt am Sterb'n?“ So fragt der Bursche mit rauher, heiserer Stimme und schaut seine Mutter mit durchdringenden Blicken an. Des armen Weibes Verwirrung steigt, sie ringt gleich sehr nach Gedanken und nach Luft; dunkle Röthe steigt in ihr eben noch blaßes Gesicht, da sie entgegnet: „I — ja woast, Andres — i hab g'fürcht', daß d'a krank auf der Lung' wärst, wia — wia . . .“

„Sag's nur, schäm' di' net. 's wär alls z' spät. — Lungenfichti war also der Lump', der 's bravste Weib verführt hat, der mir mei' liabi, liabi Muatter heut' g'nommen hat.“

„Andres! was sagt?“ schreit die Gemarterte auf. Er achtet nicht auf sie, er erhebt sich mit langsamen Schritten und einem Zug von Strenge und Festigkeit im jungen Gesichte, wie ihn das Weib noch niemals darin gesehen, kommt er auf sie zu. Nicht als ihr Sohn, als ein Fremder, steht er vor ihr.

„Mei' ganz' Leb'n hat si' g'ändert, mit die paar Wort, die 's d' m'r g'sagt hast. Nix fehlt m'r, gar nix und die Furcht vor'm Sterb'n is abg'fall'n von mir. I soll't d'r dank'n für dein Liab, denn 's größte Opfer hast mir heut' bracht, aber i kann dir net dank'n, denn in mir is all's todt. — Stolz war i auf di', hab g'moant, i hätt d' besti Muatter, hab

g'moant, du wärst 's bravst' Weib. Um und um, wo m'r a suachet, a Weib, das m'r mehr acht'n müast als di', hab' i gmoant, kunnt m'r net find'n. 'S is' frei net zum glaub'n, was d'mir derzählt hast." Er hält ein. Ein Gedanke, der sie zittern macht, schaut aus seinen Augen. Sie weiß gut, was er hofft — hofft, ja, trotzdem ihn wieder das Grauen zu schütteln beginnt. Es drängt sie, der Erregung ein Ende zu machen, der er und sie fast schon erliegen. Sie steht auf und hebt die Hand.

„Glaubst mir, wann i dir schwör, daß all's is', wie i g'sagt hab'?" Sie ist freideweis, aber ganz ruhig — er nickt und gleich darauf ist sein nur zu natürlicher Wunsch erfüllt.

Leise, ganz leise, so daß man einen Todtenwurm dabei im Getäfel picken hörte, leistet sie den geforderten Eid, dann setzte sie sich müde hin.

Der Andres nickt ein paar mal und verläßt die Stube. Sie hört ihn hinaufgehen und oben durch sein Zimmer schreiten, dann knarrt wieder die Treppe unter seinen Tritten.

Mit einem Bündel in der Hand, mit dem Bodenmantel um die Schultern tritt er ein.

Ganz still ist's im Hause. Draußen plätschert der Brunnen und schnattern die Gänse, die Mirzl und die alte Nanni sind hinten in den Wirthschaftsgebäuden. Der Sultl schnarcht vernehmlich vor der Thür und an dem offenen Fenster rauscht der gestreifte, großblumige Vorhang im Frühlingswind.

In alle diese lieben, sanften Geräusche mischen sich die schweren Athemzüge zweier Menschen.

„Wohin gehst, Andres?"

Langsam ringen sich die wenigen Worte aus der kochenden Brust der Dirnbacherin. Ihr Sohn legt das Bündel auf die Bank.

„Fort, 's is' oan Ding, wohin! I kunnt's jetzt net über mi bringen, da z'sein; in deini Aug'n z' schau'n."

„Andres — warum bist denn gar so streng? Bleib' bei mir, oder laß mi geh'n.“

„Di? —“ Er schüttelte den Kopf. „Du g'hörst daher, denn du bist a Dirnbacherin.“

„Jetzt — grad jetzt willst mi verlass'n!“ schreit sie auf. Er schaut sie argwöhnisch an. „Jetzt freili — is' denn jetzt a b'sunderi Zeit?“



Sie ist schon wieder gesammelt — eifrig schüttelt sie den Kopf: „Das net, das net, a na, gar nix B'sunders — ja ja, Andres geh, aber — aber kumm wieder!“

Wie demüthig das arme Weib um das Wiederkommen des Sohnes fleht, um dieses Wiederkommen, das seine Verzeihung bedeutet. Der Bursche streckt davon bezwungen die Arme aus und preßt die zitternde Mutter an sein Herz!

„Muatter! Muatter! Laß mi's in der Fremd d'raußt verwind'n. Du selber hast m'r's g'lernt, sauber z'bleib'n an

Leib und Seel! — Net auf amal lern' i's, in Ruah und in der Achtung, die i d'r no allweil schuldi bin, mi in das z'find'n, was d' mir heut g'stand'n haft. Fort muaf i, aber — aber 'leicht\*) kumm i bald wieder!"

Er preßt sie voll leidenschaftlicher, grimziger Zärtlichkeit an sich, er küßt ihr ergrauendes Haar, dann reißt er sich los, langt nach dem Bündel und dem Bergstock, der hinter der Thüre lehnt und stürzt aus dem Zimmer. Die verlassene Mutter hat keinen Seufzer, keine Thränen, sie sie fühlt kaum einen Schmerz, denn sie ist wie erstarrt.

Langsam löst sich diese Erstarrung, sie fährt sich mit der arbeitsrauhen Hand über die Augen, dann thut sie ein paar Schritte zur Thüre hin. Sie will in den Weihbrunnkessel langen, um den Weg des Entflohenen zu bespritzen — aber sie hält ein, sie macht nur ein Kreuz und betet heiß dabei. „Herr Gott verlaß 'n net!" so lautet ihr Gebet. Sie streckt dabei ihre Hand nach dem Crucifix aus, das bekränzt an der Wand hängt — aber sie berührt es nicht — scheu weicht sie davor zurück.

Sie geht hin und her, doch weiß sie nicht, was sie da und dort gewollt. Verwirrt, hilflos mit fiebrigen Augen betrachtet sie ihre Stube, die ihr heute ganz anders vorkommt.

Jetzt und jetzt läuft ein Zittern über ihre Gestalt, ihr Gesicht wechselt die Farbe; in ihren Ohren rauscht es — sie meint, es sei die Seidengugel und nimmt diese ab — doch will es nichts helfen.

Sie denkt an den Ausspruch des Doctors und lächelt, dann erinnert sie sich, daß die Bleß bald kalben wird, dazwischen betet sie „Verlaß 'n net" und wiederholt immer wieder hoffnungsvoll die letzten Worte ihres Sohnes.

Am Tische liegt ein Löffel, den die Magd vergessen. Mechanisch langt das ordnungsliebende Weib darnach, um

\*) leicht = vielleicht.

ihn hinauszutragen. „Leicht kumm i bald wieder!“ sagt sie schwach lächelnd dabei vor sich hin. Der Löffel scharrt über den Tisch, der Stuhl, an dessen Lehne sich die Dirnbacherin klammert, stürzt um.

Die Kuckucksuhr holt zum Schläge aus, der Sultl bellt, die Nanni ruft draußen die Jungmagd — das ist das letzte, was die Dirnbacherin hört.

Lang hingestreckt, den Löffel in der Faust liegt sie am Boden.

„Frau, der Krämer is da. Desmal hat er gar so viel schöne Schürz'bandl!“ — Jesus! Was is' 's mit der Frau!“ — unterbricht sich die Mirzl und stürzt in die Stube. Die Nanni und der wohlbekannte Krämer folgen ihr. Sie heben die Bewußtlose auf und tragen sie in ihre Kammer.

Die Mirzl rennt darauf zur Wolfsgruberin hinüber. Die stellt den Amper hin und läßt ihr Bleichstück im Stiche, um der Nachbarin zu Hilfe zu eilen.

Der Andreßl ist nirgends zu finden, so muß der Krämer, der ohnehin am Weg in das Dorf ist, den Doctor von der Erkrankung der Bäuerin benachrichtigen.

Die Mirzl hat längst auf die „gar so viel schönen Schürz'bandl'n“ vergessen und hilft der Nachbarin und der Nanni, die Frau betreuen.

Die Wirthschaft aber will ihr Recht. Am Abend ist die Nanni im Stall und redet mit den Kühen, denen sie Futter und Trank bringt.

Die Bleß reibt ihren Kopf gemüthlich an der verschossenen Gugel ihrer alten Freundin, während ihre diese den warmen Trank hinschüttet und ihn, ehe sie das Thier dazu läßt, vorsichtig mit den Händen prüft.

„Jetzt kannst anfang'n, mei' Bleßl,\*“ jetzt is g'rad recht, kriagst koan Grimmen net, wanns d' jetzt dazuaschaust. Geh, Viecherl, friß,“ ermuntert sie das Thier, das eben

\*) Bleß == Rind mit weißem Stirnflack.

mit seinem Schweiß energisch gegen die Fliegen kämpft und dabei träumerischen Auges in den Trank starrt.

„Magst denn heut' nix? Hat di' leicht oans beredt? Oder gibts bald was? Du schöni Bleß! — Werd'n m'r allwoa a Freud' hab'n, wanns Kalberl so umanand rennt. Leicht hat's a a schön's weiß' Fleckerl' am Hirn. Na — sitzt, jetzt schmeckt's d'r do, du Schlankl,“ setzte die Alte fort, da sich die Bleß jetzt bequemte hatte, an ihr Mahl zu gehen; die Magd nahm ihr leeres Schaff und ging, da und dort eines der Thiere freundlich streichelnd, aus dem Stalle.

Der Abendstern leuchtete schon. Allüberall war lieber Gottesfrieden; im Dirubacherhofe aber war bittere Sorge eingekehrt. Die zwei weiblichen Dienstboten, sowie der erst am Abend heimkehrende Knecht, welcher von der Hochwiese niederkam, waren trotz aller bäuerlichen Seelenruhe, schier rathlos.

Der Herrensohn verschwunden, die Bäuerin besinnungslos oder wirr redend — es war ein arges Uebel. Endlich, gerade mit Einbruch der Nacht, kam der Doctor. Die Nanni hatte ihm ein Essen und ein Nachtlager zurecht gemacht.

„Na, was gibts denn schon wieder?“ fragte er, als er der Nanni ansichtig wurde.

Berschnaufend ließ sich der beleibte, ältliche Mann auf der Bank vor dem Hause nieder. Die Nanni berichtete, was sie wußte, kopfschüttelnd ging der Doctor dann ins Haus. Er fand die Bäuerin matt zum Berlöschchen und dabei ganz schrecklich aufgeregt.

Eine innerliche, eine seelische Qual war es, die sie keine Ruhe finden ließ, und die Erschöpfung ihrer körperlichen Kräfte war eine neue Pein für sie.

Den P f a r r e r verlangte sie, als das Medicament, welches der Doctor mitgebracht hatte, seine beruhigende Wirkung gethan, als sie ihre Umgebung und ihre Lage wieder deutlich erkannt hatte.

Der Doctor sagte ihr, daß mit anbrechendem Morgen

ein Bote nach dem Pfarrhose gesandt werden würde und daß er bis dahin Gehorsam und die äußerste Ruhe von ihr verlangen müsse.

Mirzl schleppte derweilen die Federbetten weg, in welche verpackt der Doctor die Dirnbacherin gefunden hatte und Nanni brachte fortwährend frisches Wasser herzu und legte, kopfschüttelnd aber gehorsam, wie sie immer gewesen, nach des Doctors Weisung, kalte Umschläge auf die glühende Stirn der Kranken.

Und strich der Nachtwind durch das Zimmer, dessen winzige Fenster der Doctor gleich bei seinem Eintritte aufgerissen hatte.

Der alte Herr ordnete noch an, was die Nacht über zu geschehen habe, hieß die Nanni ihn wecken, wenn der Zustand der Dirnbacherin sich ändern sollte und ging dann in das Brunkzimmer hinüber, darin ein hochgethürmtes Bett für ihn hergerichtet war.

Sachte legte er Kissen um Kissen daraus und schichtete einen Federberg auf den großen Tisch auf, der in der Mitte des Zimmers stand; als er endlich auch die Tuchenden beseitigt hatte, deren Zipfel lustig in alle vier Weltgegenden starren, legte er sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf den knisternden Strohsack hin und schlief bald darauf ein.

Die Mirzl, die ihm des Morgens das Waschzeug brachte, hatte darnach mit dem Knecht eine lebhafte Unterredung.

„Du, Martin, der Doct'r is a Narr!“

„So, z'weg'n was denn? Fehlert no, daß a Doct'r narrißch wär!“

„Denk' D'r, er liegt am Stroh!“

„Was weiter? Lieg i a am Stroh und hab' do mein' G'sund!“ Der Martin tippte auf seine Stirne.

„Dummrian. Du muußt am Stroh lieg'n, aber eahm hat d' Nanni in der schön' Stub'n 's Bett aufg'macht.“

So a Bett, nur mit n' Scham'l kummst aufi und versinkst völli' in d' Federn."

"Ja," meinte sinnend und mit behaglichem Grinsen der Martin, „ja, is a guat's Lieg'n, a Herrnleut'-Lieg'n."

„No und sitzt, der Doct'r hat all's außig'schmiss'n und liegt am Stroh."

„Er is narrisch!" sagte besorgt der Knecht — „oder" fuhr er nach angestrengtem Nachdenken flüsternd fort und beugte sich zur Mirzl, „oder er hat was than. Und auf die Weis' büäßt er's ab."

„Was kann er denn than hab'n?" Die Dirn lehzte förmlich darnach, zu erfahren, was der Doctor „than" haben könnte, das so grausame Kasteiung erfordere.

Der Martin war ganz stolz auf seinen kühnen Schluß und wichtig fuhr er fort: „Ja, mei', das kann m'r net derrath'n. Aber, wie i bei die Dragoner war, da hat m'r der Rudl aus Roitham a Büacl' glich'n, da war a grausam schön G'schicht' drein. Is a Ritter g'west, der oan umbracht hat. Hat eahm der G'richtsherr net häng'n woll'n, weg'n den oan; hat er eahm zur Erinnerung a Schnur um 'n Hals geb'n, die der Ritter hat müass'n trag'n bis an sein Leb'nsend; freiwillig aber hat er aus Reu und Leid in foan Bett mehr g'schlaf'n."

Bedeutung schaute der Knecht auf das Dirndl, das ihm völlig gruselnd zugehört hatte.

„Glaubst d' — glaubst d' —" stotterte sie; er aber retirte sich nun vorsichtig: „I glaub nit, i hab' d'r nur derzählt, was in Rudl sein Büacl' g'stand'n is." Und sie in ihrer Noth zurücklassend, ging er in den Stall. Sie sieht sein Schmunzeln nicht mehr. Der Doctor tritt eben aus dem Hause.

„Na, die Dirnbacherin wird Euch noch viel Sorgen machen. Sag mir nur, Mirzl, wißt Ihr denn gar keines, wo der Andresl ist?"

„Nit wiss'n m'r, Doct'r! Nit wiss'n m'r," stotterte

die Mirzl und wich mit einem leisen Schrei zurück, als der alte Herr die Hand erhob, wahrscheinlich um das dralle Dirndl in die Wange zu kneifen.

„Bist immer so g'schreckt, Dirndl, oder nur bei Männer über fünfzig?“ sagte der Doctor und ging wieder in das Haus zurück.

Die Mirzl aber ist in den Stall gerannt und bemühte sich, ohne daß der Doctor es ahnte, um seine Ehrenrettung.

„Du, koan Schnürl hat er net!“ raunte sie dem Knecht zu, der aber hielt ihr ein kleines, wimmerndes Geschöpf hin und sagte lächelnd: „So, hat er koan Schnürl, na macht nix, aber da schau, unser Bleß hat a Kalbl.“

Die Bleß murzte schon unwillig darüber, daß man ihr das Junge genommen hatte, und so legte es ihr der Martin wieder hin. Mit leisen Stößen und mit Lecken überzeugte sich die Kuh von der Richtigkeit des Zurückgegebenen und ließ sich gern gefallen, daß ihr der Martin und die Mirzl frische Streu untershoben und gar gemüthlich dabei mit ihr redeten, was sie mit freundlichem Muthen beantwortete.

Die Tage, welche nun über den Dirnbacherhof hereinbrachen, brachten den drei braven Dienstboten schweren Kummer.

Von Zeit zu Zeit kam die Regerl von der Steineckeralm herunter, aber die Kunde, welcher man mit Sehnsucht entgegen sah, die brachte sie niemals mit. Der Andres hatte sich auch auf der Alm mit keinem Auge blicken lassen.

Mit der Dirnbacherin ging es von Tag zu Tag schlimmer. Das hitzige Fieber hatte sie fast aufgezehrt. Noch immer redete sie irr oder lag in halber Bewußtlosigkeit da. Abwechselnd wachten Nanni und Mirzl bei ihr, indessen dem Martin die Nachbarn in der Wirthschaft beistanden. Es war ein treues Zusammenhalten am Berge oben.

Der Doctor stieg trotz seiner Athemnoth alltäglich herauf und alltäglich wurde sein Gesicht ernster.

„Ist der Andres noch nicht z' Haus g'kommen?“ Das war seine erste Frage, wenn er in's Haus trat und dann schimpfte er weiblich auf den Abwesenden, den er zur Herstellung der Kranken so nothwendig gebraucht hätte.

Der alte Herr ging von dem Grundsatz aus, daß ein ruhiges Gemüth das Wichtigste für einen Patienten sei; dieses Wichtigste aber fehlte der Kranken, aus deren fieberglänzenden Augen fortwährend eine angstvolle Frage schaute, eine Frage, auf welche ihr keiner die gewünschte Antwort geben konnte.

Die Ruhelosigkeit, welche die Dirnbacherin erfüllte, die war eines Tages auch auf die alte Magd übergegangen. Sie war neben dem Bette gesessen und hatte an einem Strumpfe strickend, darüber nachgedacht, was werden würde, wenn das arme Weib an seiner Krankheit und der Andres an seinem Verhängnisse stürbe.

Angst und bang war ihr dabei geworden und ihre fleißigen Hände hatten darüber der Arbeit vergessen.

In jener Stunde lag die Kranke ganz still und schien zu schlummern. Ein Traumbild mag sie geschreckt haben. Plötzlich richtet sie sich auf. Ihre Augen schauen mit angstvollem Ausdruck in's Leere, ihre bleichen, mageren Arme erheben sich, sie wehrt etwas ab, sie fleht, sie spricht laut und deutlich, dann sinkt sie sterbensmatt zurück.

Der Manni ist das Gestrick entfallen, entsetzt schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen und blickt schen nach dem altersschwarzen Kreuzesbilde, das in der Ecke drüben hängt.

„Herrgott! So was, so was im Dirnbacherhof! Das kreuzbravi Weib! o du lieber Gott, hast 's dein ganz verlass'n?“ So schluchzt die Alte und sinkt am Bette in die Kniee. Endlich hat sie sich gefaßt. Sie schaut mit tiefstem Mitleid auf die Kranke, dann küßt sie deren trockene, heiße Hand.

Und noch etwas thut die Manni. Sie tritt an das Crucifix heran und faltet die Hände.

„Du mein Herr Jesus,“ betet sie mit leidenschaftlicher Inbrunst, „bist für uns g'storb'n am Marterholz, auf daß m'r in Himm'l einikummen. Schau's an, die arme Muatter, in Reu' und Schmerz liegt's dort, rechn' ihr's net an, was s' g'fehlt hat — denk D'r, mein Herr Jesus, daß 's d' Muatterliab than hat. Laß s' net hinfahr'n in Sünd'n, gib ihr no' Zeit zur Buaf. Daß d' mi' lieba derhörst, versprich i Dir a g'weichti Kerz'n. Auf a gar a großi langt's freili net, was i der'spart hab, denn der Ceniz, der z'reißt gar viel G'wand. Wirst's ja wiss'n, liaber Herr Jesus, was a arm's Leut' geb'n kann und wirst net unb'scheid'n sein. Is D'r aber das z'weni, so will i ja gern a paar Jahr mehr im Feg'feuer sitz'n, für mi und a für d' Dirnbacherin. So mein Herr! Das bitt i Di', daß D' mi' nur recht verstehst: mein guati Bäuerin, die muast glei in Himm'l einilass'n.“

Vertraulich — ehrfürchtig nickt sie dem Christusbilde zu, darüber gerade ein Sonnenstrahl liegt. Gar freundlich schaut es herunter und getröstet geht die treue Magd wieder an das Krankenlager zurück. Sie hat sich ausgesprochen mit ihrem lieben Herrn Jesus. Zu Gott Vater, der so ernst und streng ansieht — sie hat ihn in der Dorfkirche unten gar viele male gesehen — zu dem hat sie kein rechtes Vertrauen, der ist ihr nur Schöpfer und Richter, der gekreuzigte Heiland aber, der wie ein Mensch gelebt und gelitten hat, der ist ihr ein lieber Vermittler, zu dem kommt sie allemal, sei es, daß ihr Herz in Freud oder Leid versunken ist. Wir wissen ja, daß sie ihn und „die liebe Frau“ selbst in das ihr unbekante Luth'rische mitnehmen würde, wenn sich Gott Vater verstockt zeigen sollte, gegen das jahrelange Flehen eines geängstigten Mutterherzens.

Zur altgewohnten Ruhe kann aber die Nanni doch er kommen, seit jener Stunde, seit der sie mit der Dirnbacherin ein Geheimnis theilt.

Auch bleibt sie jetzt immer im Krankenzimmer, was der Mirzl eben recht ist.

So vergingen seit des Andresl's Verschwinden zehn Tage. Die Bäuerin hat keinen Sinn für die Wichtigkeit der Zeit, denn noch ist sie zu krank, als daß sie klar denken könnte. Daß sie sich trotzdem immer mit ihrem Sohne beschäftigt, sagen ihre wirren Reden, deren eine immer widerkehrt, „'leicht kumm i bald wieder!“ — sagen ihre Augen, die immer wieder auf der Thüre haften, sobald die Kranke aus dem unruhigen Schlummer erwacht.

Am Andresls Geburtstag, er war vor drei Tagen gewesen, war die alte Nanni so zu sagen auf den Fußspitzen umhergewandelt.

Sie hat all die Zeit her mit immer größer werdender Angst auf eine schlimme Nachricht gewartet, die von irgend woher kommen und sich auf Andreas beziehen würde. Am letzten verhängnißvollen Tag war sie in wahrhaft kaum erträglicher Aufregung gewesen. Sie wartete von Minute zu Minute — nicht auf eine gewöhnliche Nachricht — nein — auf ein Zeichen. Wenn der unglückliche Bursche starb, so mußte er sich ja „anmelden.“

Aber es ließ sich keines der Zeichen wahrnehmen, welche der Aberglaube mit dem Tode Fernweilender in Verbindung zu bringen pflegt.

Kein unerklärliches Pochen, kein Seufzen wurde hörbar, es wischten weder die Flügel eines weißen, noch die eines schwarzen Vogels über die Fensterscheiben, es trübte sich der Spiegel nicht und der Haushund zeigte nichts von Furcht und Scheu. Die letzte Minute des bedeutsamen Tages war vorübergegangen, die treue Magd athmete auf. Es war, als ob auch die Kranke ruhiger sei, und als ob viel Beängstigendes für immer verschwunden wäre. Es ging langsam besser mit der Dirnbacherin, heute, am dritten Tage nach Andresls zwanzigstem Geburtstage, schlägt sie zum erstenmale mit dem Ausdruck des Verständnisses für ihre Lage und Umgebung die Augen auf.

Die alte Magd hat mit Freude und Angst darauf gewartet.



„Gott sei Dank!“ sagt sie andächtig; da sieht sie die bis jetzt ruhigen Züge der Bäuerin sich schmerzhaft verzerrten, sieht, wie deren Augen durch die Stube irren und hört dann den herzerreißenden Seufzer der bitter Enttäuschten.

Darauf hin hat die Nanni gar schmerzlich zu weinen angefangen und mit ihr weint die Mutter, zu welcher der Sohn noch immer nicht zurückgekehrt ist.

„Wißt's nix von ihm?“ fragt nach langer Pause die Dirnbacherin; die Magd schüttelt den Kopf. — —

Am selben Tage hat die Mirzl den Pfarrer heraufgeholt. Es dunkelte früher, als gewöhnlich, denn schweres

Gewölk zog am Himmel herauf. Die weißen Haare des Priesters und sein dunkler Lodenmantel wehten im Winde. Der Greis achtete dessen nicht, er drückte das Kästchen mit den heiligen Geräthen sorglich an die Brust und schritt rüftig aus. Der Bursche, welcher ihn begleitete, vermochte ihm kaum zu folgen im immer mehr wachsenden Winde. Endlich standen sie im Dirnbacherhause. „Nun, liebe Nanni, wie geht's deiner Frau!“ fragte der Priester die Alte, welche weinend aus der Stube kam. „Schlecht, Hochwürd'n, Herr Pfarrer! recht schlecht!“

„Merkwürdig! Der Doctor sagte mir doch zu Mittag, daß die Gefahr vorüber sei. Ich wollte ihn mit heraufbringen, aber er ist gleich nach Tisch zum Zehentbauer in's Thal hinuntergefahren und wird wohl erst spät Abends heimkommen.“

„Mir scheint, Hochwürd'n, Herr Pfarrer, daß mir koan Doct'r mehr brauch'n. Seit d' Dirnbacherin woaß, daß der Andres no allweil net da is, seither mag's nimmer leb'n; 's is g'rad' als ob ihr' Kraft mehr und mehr nachliab, je länger s' denkt und woant!“

Der Alten standen die Thränen in den Augen. Auch der Pfarrer war recht bekümmert.

„Ja, wißt Ihr denn gar nicht, wo der gottlose Bursche ist?“ fragte er traurig und unmutig zugleich.

Da nahm die Nanni ihren Liebling auch schon in Schutz: „O Herr Pfarrer! I woaß wohl, z'weg'n was der arme Bua davongang'n is'. Sie werd'ns in der Beicht hör'n und ihn nimmer schelt'n. Gott geb's nur, daß s' no a Absolution kriagt, de arme Haut.“ Der Pfarrer legte seine Hand freundlich auf die der Magd: „Meine liebe Alte,“ sagte er, „du nimmst dich des Andresl so warm an, daß ich jetzt nichts weiter über sein Fernbleiben reden will. Es ist ja auch nicht ausgeschrieben, daß ihm etwas geschehen ist — na erschrick nur nicht! An das, woran du denkst, an das habe ich nie geglaubt.“

„I glaub's a nimmer,“ entgegnete die Nanni eifrig, „Hochwürd'n, Herr Pfarrer, hab'n Recht g'habt, a dummer Aberglaub'n war's.“

Der Greis lächelte: „Gewiß, aber was hat dich jetzt schon so fest davon überzeugt. Der Andres ist ja noch nicht zum Vorschein gekommen.“

Da fuhr die Alte heraus: „Wohl, wohl, Herr Pfarrer, aber er hätt' si do anmeld'n müass'n, wann er g'storb'n wär.“

Unmuthig schüttelte der Priester das Haupt.

„Nanni, ich bin neugierig, wann du gescheit werden wirst,“ sagte er dann sanft und ging in die Krankenstube. Die Alte blieb mit hochrothem Gesichte zurück. Sie blieb nicht lange allein. Eine jugendliche Gestalt schlüpfte in die Thür.

Es war die Broni. Sie mußte sich erst verschmausen, so rasch war sie durch den Sturm geeilt. „I' 's wahr, is' schon so weit, daß ihr'n Pfarrer g'holt habt's?“ fragte sie endlich hastig.

„'s is' war. Er is' g'rad bei ihr d'rinn.“

„Da is' mein' ganze Freud' z' Wasser word'n.“

„Was für a Freud?“ — In froher Ahnung beugte sich das runzelvolle Gesicht der Alten dem blühenden der Bronerl entgegen.

„Der Andresl is' auf der Alm ob'n, d' Regerl is' zu uns abgerennt und hat m'rs derzählt und so bin i halt glei herkommen, d' Regerl aber, de is' wieder 'nauf, weil's den armen Hascher net alloani lass'n hat woll'n.“

„Was für oan arm'n Hascher?“

„Na, dein' Bruadern, der hätt' si' bald derfall'n, wie er 'n Andresl nachg'rent is. Der hat si' net aufhalt'n woll'n, hat nur a Briaf'l in d' Hütt'n einig'schmiffen und hat wieder davon woll'n.“

„So? so?“ keuchte die Nanni. „Er hat alsdann gar net vorg'habt, hoam z'kumma, hat g'moant, d' Bäuerin is'

ob'n, wia's ja hat sein soll'n — und in dem Briaf — hat er Abschied gnumma. I woafß net, soll i harb sein auf eahm — oder. . .“

„Kannst denn harb sein auf cahm? Nachher hätt'st 'n ja niamaß net gern g'habt. I woafß net, z'weg'n was er 'gang'n is', aber oans woafß i, er hat Recht damit than.“

„Dirndl, Dirndl! I moan allweil, du hast unsern Buam gern!“

Ganz verwundert und glücklich schaut die Nanni das über und über erglühende Mädchen an. Ein Blitz zuckt nieder. Die zwei bekreuzigen sich.

„Sei stad, wia kannst denn jetzt an so was denk'n!“ wehrt die Bronerl mit einem Wink nach dem Krankenzimmer die weiteren Bemerkungen der Magd ab, das erinnert diese, deren Gedanken jetzt auf der Alm waren, wieder an das Leid der Gegenwart.

„Hast Recht, Dirndl, 's is' frei a Schand. Aber woafßt, i bin ganz närrisch, seit i woafß, daß der Andreßl wieder da is'.“

„Begreif's, begreif's,“ lächelt die Bronerl und jetzt fällt es ihr ein, daß sie noch etwas auszurichten habe: „Ja, das sollt' i no sag'n. D' Regerl wird'n Andreßl d'rauf vorbereitet'n, wia's herunt' steht, und ös sollt's'n oans hol'n. Dan's muafß aufgeh'n, auf das er was halt, sunst geht er Euch net obi.“

„Guat, guat, i geh. Er wird schon mitgeh'n, dafür steh' i ein. Jetzt aber, Bronerl, jetzt bet'n m'r, daß 's net z'pat is', wann er kummt!“

Während draußen sich das Wetter immer drohender gestaltet, knien im schwach beleuchteten Flur die beiden Frauen und beten leise und der Sulzl, der das Wetter fürchtet, kommt auch zu ihnen und schnüffelt und reibt sich an ihren Kleidern, und dann kommt die Mirzl patschnaß vom Felde heim, wo sie gejätet hat, und betet mit und kann sich 's

nicht vorstellen, warum die Nanni und die Bronerl gar nicht so traurig ausschauen, als es der Augenblick erfordert.

Und jetzt öffnet sich die Thür und der Pfarrer tritt heraus. Er sieht recht bekümmert aus, seine Augen sind feucht und seine Stimme ist bewegt.

„Kommt, liebe Leute, seid dabei, wenn die Dirnbacherin die heilige Communion empfängt.“

„Gott sei Dank. O Herr Pfarrer, Sie sind wohl a guater Herr. Alsdann hab'n S' ihr 's verzeih'n können, dann is all's guat, denn, hör'n's zua, Hochwürd'n, der Andresl is da!“

Mit diesem nur ihm verständlichen Dankesausbruch empfieng die Nanni den Pfarrer.

„Der Andres ist da! O da kann noch Alles gut werden.“ Ein leiser Schrei unterbrach den Ausruf des Greises.

„Mein Andres! Wo is' er? Mein Andres!“ fragte lächelnd die Kranke, die den Wortwechsel an der Thür gehört hatte. Alle eilten an das Bett. Die Nanni berichtete, daß der Bub auf der Alm oben sei und sich nicht heingetraue; die Dirnbacherin lächelt, und bat die treue Magd:

„Gelt, du holst ihn, und hör, sei guat, recht guat mit eahn!“ Müde, aber mit dem Ausdruck des innigsten Glückes in den Augen, lag sie dann still. Plötzlich aber fuhr sie auf.

„Was für oan Tag hab'n m'r denn?“

„Seid ruhig, Dirnbacherin. Guer Andres hat seinen 20. Geburtstag überstanden.“ Der Pfarrer lächelt mild, die Kranke lächelt glücklich. Die Nanni war hinausgeekelt. Mit derben Schuhen und einem dicken Tuch versehen, kam sie gerade recht zurück, um der Communion beizuwohnen.

„Warte draußen auf mich!“ flüsterte ihr der Pfarrer zu, der den Kelch verwahrte, während Bronerl und Mirzl noch betend neben dem Bette knieten.

Einige Minuten später gieng Nanni mit dem Pfarrer aus dem Hofe. Er gieng mit seinem Begleiter in das Dorf hinab, sie stieg einen jäh führenden Bergpfad hinauf.

Bei der Kranken blieb die Bronerl, die Mirzl hatte in der Wirthschaft zu thun.

Bei verschlossenen Fenstern und Thüren, im fahlen Schein der Blitze sah der Dirnbacherhof recht unheimlich aus. Noch unheimlicher aber war es draußen in Feld und Wald.

Ein vom Wind gerütteltes, vom Regen gepeitschtes Weib geht über die Berge.

Ununterbrochen betet es, laut oder leise, je nachdem die keuchende Lunge es erlaubt, je nachdem das Rauschen der Bäume, das Heulen des Sturmes, der weit ober ihr den nächtlichen Himmel segt, die Laute hörbar werden lassen oder sie verschlingen. Die Nanni ist nicht eben schreckhaft, aber wenn das blaue Licht, scheinbar dicht vor ihr, niederzuckt, um nichts zu hinterlassen, als tiefste Finsternis, dann wird ihr doch recht bang und es graut ihr, wenn der Donner fracht und schmettert und wenn ihm grollend die Berge antworten. Manchmal huscht ein Nachtvogel vor ihren Augen vorüber, oder ein Gratthier jagt wie ein flüchtiger Schatten an ihr vorbei. Im Walde ist's ihr oft, als ob ihr Einer den Weg verstellte und ihr leise Warnung zuraunte, aber es sind nur Fichten, aus deren Geäst das Wasser niederrinnt und deren Nadelbüschel sich aneinanderreiben.

Einmal steht der Wald wie in Flammen und die Nanni schreit geängstigt auf. Dann aber wird es ruhiger und ruhiger in der Natur, und da die Alte nach mehr als stundenlangem Aufstiege die Alm vor sich sieht, blinzelt der Vollmond schon hinter den Wolken hervor, die jetzt alle silberne Fransn und Borten haben.

Keuchend hält die Alte vor der Thür; diese ist verschlossen, auf der Nanni Poehen öffnet die Kegerl.

„Du bist's, das is' guat,“ mit diesen Worten empfängt die Almerin die alte Magd und da diese ohne Weiteres eintreten will, winkt sie ihr zu: „Muast net All's auf amal sag'n, der Andressl kunnt's leicht net vertrag'n!“

„So — is' er krank?“

„Will's net behaupt'n, wiatwohl er darnach ausschaut,  
's fehlt eahm im G'müat, moan i.“

Die Nanni athmet erleichtert auf und meint: „Na,  
dafür bring i d'rechte Medicin.“

Dann sind sie eingetreten.

Der Andreas und der Kropf-Genz sitzen nebeneinander  
hinter dem Tische.



So roth der Genz im Gesichte ist, so bleich ist der  
junge Bursche, dessen Augen tief eingesunken und matt sind.  
Verlegen, peinerfüllt schauen sie auf die alte Magd, welche  
müde herankommt und sich wortlos niedersetzt.

„Grüaß Gott, Nanni!“ sagt leise der Andreas, sie  
nickt ihm stumm zu. „Kummt von z'haus?“ fährt er ver-  
legen fort, sie schweigt noch immer.

„So a Racker!“ bricht sie endlich los und wischt sich  
dabei die Augen. Zugleich fällt ihr ein, daß ihr die Dirn-

bacherin aufgetragen hat, „guat, recht guat“ mit dem Wieder-  
gekehrten zu sein, und sofort legt sich ihr aufsteigender Zorn.

„Andres, Gott g'seg'n' dein' Heimkehr!“

Der Bursche wendet sich ab, aber er läßt ihr seine  
Hand, darauf ihre Thränen fallen.

„Bua,“ sagt sie leise, herzlich, „Bua, Du hast uns  
schwer'n Kummer g'macht. Dein' Muatterl hat's net um  
Di' verdient, aber all's kann m'r guat mach'n, und gelt,  
Andres, du willst's guat mach'n. Von jetzt an wird's Leb'n  
im Dirnbacherhof ganz anders werd'n, als wia's all die  
Jahr' her war. Koan Hoamli'keit, koan Sorg, koan Furcht  
wird unt' mehr z'find'n sein, bald nur erst dein Muatterl  
durch dein' Niab g'fund' gword'n is'.“

Des Andres' Hand zuckt und da er jetzt der Mami  
in das Gesicht sieht, merkt diese, daß er lange nicht so weich  
wie sie selber gestimmt ist.

Ernst und Traurigkeit schauten aus seinen Augen und  
ein Ausdruck von Strenge und Bitterkeit festet seine ju-  
gendlichen Züge.

„Andres, 's wird do net wahr sein, was d' Bronerl  
von oan Brief g'sagt hat, von oan Brief, der nix Guat's  
bedeut'n kann, weils d'n hoamli da eini g'schmiss'n hast.“

„'s is gleiwohl wahr!“ sagt der Bursche ernst. „Hab  
g'moant, i werd' d' Muatter da herob'n find'n. Net  
red'n hab i woll'n mit ihr, nur seh'n hab i' s' woll'n.  
Den Briaf, den hab' i in Almek drein g'schrieb'n, bei oan  
Holzfnecht, bei dem i Unterkunft g'fund'n hab. 's steht nix  
Unrechts d'rein, in den Briaf — 's is halt a Abschied —  
weil i da — weil i da net weiter leb'n kann. Der Cenz  
hat mi derwischt und nimmer auslass'n und weil m'r d'  
Regerl g'sagt hat, daß d' Muatter krank is, bin i 'blieb'n.  
Versteh zwar net, warum i heut net hab' 'nuntergeh'n soll'n,  
aber i versteh halt gar viel net,“ setzte er mit schneidiger  
Stimme hinzu „und so hab i der Regersl und n' Cenz  
g'folgt. 's is all's oan Ding!“

„Ja, Nanni, schau, so hab' i 'n g'halt'n,“ fängt plötzlich der Cenz an, der aufmerksam geworden war, als er seinen Namen hörte. Er faßt den Andres an der Hand, daß deren Knochen knacken und schaut seine Schwester pfliffig an.

„Sitzt, so! d' Regerl, de hat m'r zuag'schrian: „Fang 'n! fang'n!“ und da hab i 'n g'fangt. Gelt, i kriag was.“

„Freili, mein liaber Cenz. Dan schön's Halstiachl hab i unt', des is so guat, wie Dein! Bist ja so viel g'scheit und brav!“

„Ja, g'scheit und brav, dös bin i schon, dös is g'wiß!“

Die Nanni streicht dem unglücklichen Bruder, für den sie seit 40 Jahren sorgt, das wirre Haar aus der Stirne. Bei ihrer Bewegung klirrt es leise in ihrer Tasche.

„Was scheppert denn in dein' Sack?“ fragt der Trottel. Sie langt hinein. Einen Kreuzer, einen Fingerhut und einen Zettel zieht sie daraus hervor.

Wie ein Rabe fährt der Cenz auf die glänzenden Dinger, mit denen er sich drollig unterhält, während sich die Nanni wieder dem Andres zuwendet.

Sie streicht den Zettel glatt, und sagt dazwischen vorwurfslos: „Mir scheint, mein' Bua, da hast koan rechte Schneid', 'n Dirnbacherhof und dein' Muatter aufz'suach'n; sunst hätt' di wohl nix da herob'n g'halt'n!“

„Kannst Recht hab'n, Nanni! Eh' war mir der Dirnbacherhof wie a Kirch'n; ganz andächtig is m'r word'n, wenn i 'n nur von weit'm g'seh'n hab, denn i hab' koan Ort g'wußt, wo's bravere Leut' 'geb'n hätt. Jetzt is' aus und vorbei mit dem G'fühl — warum 's aus is', das kann i dir freili net sag'n — aber, am liebst'n wär's m'r schon, i brauchert net no amal über sein' Schwell'n z'geh'n.“

„A net, wann's d' wußt, daß dein' Muatterl nur so 's Leb'n erhalt'n kann?“

„So arg wird's net sein!“ Der Andres stutzte über den plötzlichen Ernst der Alten.

„Moanst, daß i in Nacht und Wett'r herauftrag'lt bin, nur um oan G'spoas z'mach'n?“

„Nanni, was is' 's? Du — du bist 'leicht kumma, mi' z'hol'n?“

Die Nanni nickt, des Burschen Erblichen, sein Bittern sagen ihr, daß er noch mit der alten Liebe an der Mutter hängt — trotz Allem.

„So schlecht steht's mit ihr?“ Der Andresl steht schon neben der Alten. Die aber lächelt: „Erschreck' net, seit dein Muatterl woasß, daß d' no lebst, daß d' hoam kumma willst!“ — setzt die Nanni bedächtig hinzu — „seit'her geht's ihr guat. d'Bronerl is' bei ihr — und mir scheint, a l-zwoa erwart'u di recht ungeduldig!“

„So geh'n w'r!“

„Na woasßt, so schnell gehts bei mir net. Meine alt'n Knoch'n müasß'n no a weni rast'n. A darfst net mit solch'n Glaub'n 'mintergeh'n. I moan 'wanns d' den Zett'l lest, denn dir der Herr Pfarrer schickt, so wirfst 's wieder glaub'n, daß der Dirnbacherhof bald wia a Kirch'n is'.“

Die Nanni hält ihm den Zettel hin und zwickt dann mit den Fingern den Docht der Anschlittkerze ab, deren Licht nun heller auf den wenigen Zeilen liegt, welche der Pfarrer geschrieben.

Der Kreuzer und der Fingerhut klirren in den Händen des Kropf-Genz, der von Zeit zu Zeit vor sich hinmurmelt: „I kriag was!“

Dabei liest der Andresl laut, doch in abgebrochenen Sätzen, was auf dem Zettel steht.

„Lieber Andreas! Komme sofort zu deiner Mutter, sie ist eine edle Frau, der du niemals genug danken kannst, daß sie mehr als zu viel für dich gethan hat.“

„Mehr als z'viel!“ sagt die Nanni leise nach, „mehr als z'viel! 's is' bei Gott wahr! Wia leicht hätt's schlecht ausgeh'n können und nacher hätt'st du, mein lieber Bua, koan guati Stund mehr auf Erd'n g'habt!“

„Nanni, red'!“ schreit plötzlich der junge Mensch, „i merk, daß no was da is', das i net versteh!“

„Net versteh! Da hast amal was G'scheit's g'sagt, Bua, aber foan Kind versteht a Muatter, das mag di tröst'n. Setz di nieder! Andresl — leicht gibt's d'r oan Riß, wann s d' hörst, daß — dein Muatterl, aus Liab zu dir — oan — falsch'n Eid g'schwor'n hat.“

„Dan falsch'n Eid!“ wiederholt stotternd der Bursche.

„Dan falsch'n Eid!“ schreit er dann, daß es in der Hütte widerhallte „o mein! o mein! nur oans sag m'r no — der Eid, gelt, der beziagt si' auf mein' Geburt.“

„So is', ihr Fieber hat m'r's längst verrath'n und heut hat sie's dem Pfarrer beicht.“ Andresl sinkt auf die Bank hin und bricht in ein krampfhaftes Schluchzen aus; darin und in einem sich oft wiederholenden Ausrufe macht sich sein gepreßtes Herz Luft.

„Du liabs Muatterl! du liab's Muatterl!“ zittert es durch die Stube und dazwischen tönt des Kropf-Cenz kindisches: „I kriag was.“

Die Nanni wischt sich die Augen und schaut gelegentlich in die schon qualmende Kerze.

Jetzt hebt der Andresl den Kopf: „Kannst jetzt schon geh'n?“ bittet er, sanft dringlich, unwiderstehlich.

„I muasß wohl können, sunst rennst alloani 'unter!“ entgegnet die Nanni, steht auf und greift nach dem troppfenden Tuch, das die Regler aufgehängt.

Diese kommt aus der Küche herein, in welche sie sich bescheiden zurückgezogen hat.

„Wirst do net das nasse Tuach nehm'n woll'n. Da, i leih' dir's meini,“ so sagt die gutmüthige Regler und bringt ein anderes Tuch herbei, das sich die Nanni schmunzelnd umlegen läßt.

„Dank d'r schön; hätt's heut wohl net g'spürt, wann i a schlecht ang'legt g'wes'n wär', aber freili, alti Leut müasß'n fein Obacht geb'n am G'sund!“

Der Andres ist schon vor der Hütte. Die ganze Alm badet jetzt im Mondlicht. Es ist eine kalte, klare, stille Nacht geworden. Das erste Gewitter im Jahr ist rasch über die Berge gezogen; jetzt ist es in der Ebene drüben. Gegen die Donau zu erhellet sich zuweilen der Horizont. Wie Silber blitzen die nassen Gräser. Weißglühend scheinen die Schneefelder zu sein, unter denen das rothe Gestein niederscheint.

Der Herrensohn vom Dirnbacherhof führt die alte Magd sorglich über die jähen Stellen; wo es besser zu gehen ist, da eilen die Weiden, wie gehezt thalab. Zuweilen aber muß die Nanni rasten, den Aufstieg halten ihre Lungen noch aus, beim Abstieg aber versagen schon oft ihre zitternden Kniee den Dienst.

„Laß d'r Zeit, Nanni, sollst net krank werd'n weg'n meiner Ungebuld,“ sagt, wenn sie rasten muß, der gut-herzige Andres und sie drauf:

„Ja, Bua, laß mi allweil a wengl verschnauf'n, nach-her d' r mach is schor.“

Einige Male hält der Andres von selber still.

„Hörst nig? 's is' wia a Tritt hinter uns!“ —

„A na, wird nig sein! d' Nacht redt halt allweil mit sich selber, sonst kummt ihr's Fürcht'n an,“ belehrt das alte Weiblein den Burschen.

„Glaubst, wird's m'r verzeih'n?“ forschet er einmal, da lächelt die Nanni: „A Mutter! Was kummt a Muatter net verzeih'n!“ —

Ein Gehölz liegt noch vor ihnen und eine Wiese, und dann sind sie beim Dirnbacherhof.

Jetzt stützt die Nanni den zitternden Andres.

Im stillen Hause unten wartet geduldig lächelnd die Mutter auf den Sohn, wartet, heiße Ungebuld im Herzen die Bronerl auf den Geliebten. Der Dirnbacherin Augen haben auf ihrer stetigen Wanderung auf dem Gesichte des Mädchens gerastet.

„Schaufst unguat aus, Dirndl! Warst d' leicht a krank?“

sagt sie freundlich zu ihrer Gesellschafterin, die schüttelt den Kopf.

„Net krank, Mah'm, aber halt voller Angst um'n Andresl. Hab' d' Stund'n zählt, bis zum leht'n Tag, den er z' fürcht'n g'habt hat und wia m'r nix, gar nix von eahm g'hört hat, is m'r schier 's Herz broch'n.“

Die Dirnbacherin richtet sich auf. „So gern hast d'n?“ flüstert sie und schaut das verlegene Mädchen liebevoll und dankbar an. Die Bronerl nickt und fängt zu weinen an. Bärtlich streicht die magere Hand der Kranken über ihr Haar und dann horchen beide aufmerksam, wie früher.

„Leicht können s' erst morg'n fruah herunter!“ sagt die Bronerl.

„Warum?“

„Hörst d' net, Mahm, daß a gar grob's Bett'r is?“

„O mein, du hast Recht! Und i hab's aufig'schickt, das arme, alte Lent', und hab' net bedenkt, was all's g'scheh'n kann.“

Die Bronerl tröstet die Kranke, welche sich nun schwere Vorwürfe über ihre Selbstsucht macht. Das Wetter ist vorbei, die Nacht schon stark vorgeschritten, immer angestrongter lauschen die Beiden, und endlich kreischen die Steine draußen am Wege unter eiligen Tritten.

„Mahm, sei g'scheit, 's is' d'r net guat, wann's di' allz' stark g'freust!“ stottert, selber ganz aufgereggt die Bronerl, drückt die Kranke auf die Kissen nieder und sinkt zitternd auf den Stuhl. Die Mirzl öffnet die Hausthür. Die gute Seele und der Martin, der erst spät Abends zurückkam, warteten auch recht sehnsüchtig auf des Haussohnes Heimkehr.

Eilende Füße schreiten über den knarrenden Flurboden, dann geht die Thür auf.

Der Andres lehnt am Thürstock, er ist bleich, er zittert. Dann aber ermannt er sich. Die Arme der Mutter strecken

sich ihm entgegen er schluchzt laut auf, dann eilt er an das Bett und sinkt davor nieder.

Die Bronerl hat darauf hin die Thüre zugezogen und setzt sich ganz still beim Gesinde draußen nieder. Die guten Leute reden kein Wort, nur streichelt das junge Mädchen zuweilen das Gesicht der Nanni, über deren faltige Wangen dicke Thränen rollen.

„Muatterl, Muatterl, nur das oani vergib' m'r, daß i d'r hab' das, das glaub'n können!“

Das sind die ersten Worte des weinenden Burschen, die Bäuerin lächelt, während sie ihres Buben Hände festhält und sagt: „Hab's ja g'schwor'n, die grausliche Luag, wia hätt'st s' d' denn net glaub'n soll'n? Wia i di' so in der Todesangst g'se'gn hab', is m'r nur das eing'fall'n. Hab m'r denkt, a paar Tag halt'st d' s' schon aus, daß er schlecht von dir denkt; wann 'r nur ruhig is im G'müath und hat sein zwanzigstes Jahr überschritt'n, naher kummt ja do all's auf.“

„Hätt'st di bald verrech'nt, Muatterl,“ sagte der Andres leise, „'s Abschiedsbriaf' war schon ferti, hab' heut' für immer fortgeh'n woll'n, 'n Cenz dank i 's, daß i da bin — er hat mi eing'fangt und nimmer auslass'n.“

Die Dirnbacherin liegt schneeweiß da. So nahe also war ihr der Verlust ihres Kindes gewesen. Lange schweigt sie, langsam kehrt das Blut in ihr Gesicht zurück.

Mit stolzen Blicken betrachtet sie den bleichen ernstern Burschen — den die paar Tage des Leibes zum Manne gemacht.

Daß d' gar so streng geg'n dein' Muatter bist, das hätt' i net 'glaubt, aber — daß i d'r 's nur sag', i acht' di höher d'rum! Weit besser war's, du hätt'st mi verlass'n, als du hätt'st in der Schand da fortleb'n woll'n. Bist, wia dein Vater, a Ehr'nmann.“

Nach einer Pause sagt die Dirnbacherin: „Jetzt, mein



Andres, hol m'r d'Bronerl und die Leut' herein. I bin müad, und du brauchst a d'Ruah."

Der Andres thut, was ihm die Mutter geboten. Mit der Bronerl an der Hand steht er dann vor dem Krankenlager; sie schauen wie ein Brautpaar aus. Die Dirnbacherin lächelt.

"Mei Bronerl, gelt, jetzt hat d' Angst-van End. I sag d'r Dank und guati Nacht. Schlasst in der Nanni ihr'n Stübl. All's, was d' mit'n Andresl ausz'mach'n hast, das kann morg'u b'sproch'n werd'n." Lächelnd sagt es die

Bäuerin, dann reicht sie der Nanni die Hand „Warst m'r a rechte Freundin, du guate Alte, woaß's schon, wia i d'r 's lohnen muas. Liegt d'r ja der Cenz so viel am Herz'n, ihm und dir soll's all'weil guat geh'n am Dirnbacherhof. So, Leutl, und jekt guat' Nacht mitanand. Morg'n, das woaß i, fehlt mir nix mehr.“ Ganz frisch war die Dirnbacherin, und man sah es ihr deutlich an, daß sie nahe ihrer vollen Kraft sei. Als die letzten giengen der Andres und die Broni hinaus. Mit glücklichem Lächeln schaute ihnen die Bäuerin nach.

Als die Nanni mit der brennenden Kerze in ihr Stübchen trat, hatte sie einen gewaltigen Schrecken. Von der Ofenbank erhob sich eine Gestalt.

Die Nanni wußte nicht gleich, mit wem sie es zu thun hatte, und so nahm sie zu einer allgemeinen Vorsichtsmaßregel die Zuflucht. „Alle guat'n Geister,“ begann sie — hielt aber sogleich ein, denn schon merkte sie an dem verbundenen Kopf und dem riesigen Kropf darunter, wen sie vor sich hatte.

„Ja, du Sakra! Was willst denn du da? Hat di' denn d'r Teiyl überall? Wia kamaßt d' denn von der Alm aberrennen in dera stockfinstern Nacht, Du Dalk'ndipl! Nur oan Sicht'l derf m'r di aus die Aug'n lass'n, und d' Dummheit is a schon ferti.“

Das war die Fortsetzung der Beschwörungsformel. Den Geist des Kropf-Cenz hätte freilich überhaupt keiner beschwören können.

Die groben Hände gefaltet und demüthig wie ein Kind, bat der arme Cenz seine gestrenge Schwester: „Gelt! Nanni! i krieg' was? Gelt! Du gibst m'r 's Halstüachl. Morg'n treib i d' Küah auf d' Sicht'nalm aufi und da muas i schön sein.“

„Muasst schön sein? So! Du armer Narr! Na ja, Cenz! Kriagst 's Tüachl. Bist ja gar brav und g'scheit g'west heut. Schlafft jekt beim Martin. Muasst aber

belei\*) net grob mit eahm sein. Er is' ja a a braver und a g'scheiter Bua."

Mit diesen Worten reichte Nanni ihrem Bruder das Halstüchlein und drängte ihn nach der Thüre.

Genz lachte vergnüglich über das ihm ertheilte Lob und wiederholte: „Ja is' a a braver, g'scheiter Bua. Gelt Nanni, wia i.“ Entzückt betrachtete er die bunten Farben am Tuche.

„Ja, ja, geh nur jezt.“ — Nanni leuchtete ihm die Treppe hinauf. Er lachte breit, indeß er von Stufe zu Stufe stolperte: „Ei ja, er is' a a braver und a g'scheiter Bua, ja g'rad' als wia i!“



## Diplomatische Mine und Gegenmine.

Historische Erzählung von Charles Kroker.

Der Kampf zwischen den beiden politischen Hauptparteien Englands — den Tories und den Whigs — hatte vielleicht noch nie einen so erbitterten Charakter angenommen, als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Die Whigs, die Liberalen, waren am Staatsruder, aber wenn deshalb auch die Königin Anna gezwungen war, ihr Conseil aus den Anhängern dieser Partei zu wählen und deren Beschlüsse zu sanctioniren, so sympathisirte sie doch insgeheim, aus Rücksichten auf ihre Familienverhältnisse, sehr lebhaft mit den Conservativen, den Tories, deren Opposition im Parlament täglich an Kraft gewann. Für die Letzteren war es

\*) belei = beileibe.

nur mehr eine Frage der Zeit, wann sie die Gegner stürzen und selbst die Regierung in die Hände nehmen würden. Der Krieg, den England, als Alliirter Oesterreichs, gegen Ludwig XIV. von Frankreich führte, machte die Whigs so unpopulär durch die colossalen Geld- und Menschenopfer, die im Grunde genommen dem britischen Reiche keinerlei politische Vortheile erringen konnten. Herzog Marlborough, der whig'sche Feldmarschall, fand in dem Kriege allerdings seine materiellen Interessen begünstigt und hatte alle Ursache, seine Partei energisch zu vertheidigen. Die eifrigste Unterstützung fand er aber bei seiner Gattin, die als Obersthofmeisterin der Königin dieselbe geradezu tyrannisirte und mit allem Aufgebot ihrer schier unbeschränkten Macht darüber wachte, daß kein Tory sich der Monarchin näherte und sich ihrer Unterstützung versichere zum Sturze der Whigs und zur Auflösung des Allianzvertrages mit Oesterreich. So entwickelte sich aus dem Angriff und der Abwehr der beiden streitenden Parteien ein Intriguenspiel, in welchem die Herzogin Marlborough ihre ganze Geistesstärke zu entfalten Gelegenheit hatte.

Das Haupt der Tories war St. John, der Abgeordnete des Burgfleckens Wootton Bassett, ein Mann von hervorragenden diplomatischen Talenten, dessen politische Actionsfähigkeit zu jener Zeit (wir sprechen vom Jahre 1706) nur dadurch etwas beeinträchtigt war, daß ihn unaufhörlich ein Heer von — Gläubigern belagerte, welche jene riesigen Schulden einforderten, die Lord Henry St. John in der zügellosen Jugendepoche, die seiner parlamentarischen Thätigkeit voranging, aufgehäuft hatte.\*)

Ganz in die Gedanken und die Sorgen seiner öffent-

\*) Henry St. John, geboren 1674 zu Wiltshire, tritt in dem in gleicher Epoche spielenden Scribe'schen Lustspiel „Ein Glas Wasser“ als Lord Bolingbroke auf, was ein Anachronismus ist, da er erst im Jahre 1713, nach dem Friedensschluß zu Utrecht, zum Lord B. erhoben wurde.

lichen Stellung verjunkt, saß St. John in seinem Arbeitszimmer. Die hoffnungsvolle Situation seiner Partei war seit einigen Tagen in eine neue, sehr erfreuliche Phase getreten. An Klugheit und diplomatischer Gewandtheit seiner großen Gegnerin, der Herzogin Marlborough keineswegs nachstehend, war es ihm gelungen, mit den engsten Hofkreisen in Verbindung zu treten. Frau Masham, die Vorleserin der Königin, hatte ihm versprochen, der Monarchin eine Bittschrift St. John's, in welcher die ganze Tory-Partei ihre Principien und ihr Staatsprogramm darlegte, heimlich zu überreichen und so einen wirkungsvollen Contact zwischen der Herrscherin und der Parlamentsopposition herzustellen, auf den der redegewandte Lord große Hoffnungen setzte und auch mit Recht setzen durfte. Nur eine Audienz wollte er bei Königin Anna erlangen, um ihr in zündenden Worten die wohlbegründeten Anschauungen und Endzwecke seiner Anhänger vor Augen zu rücken — und er war des Sieges gewiß. Aber noch gieng der Weg zur Königin an der Herzogin Marlborough vorbei, die wie ein böser Engel mit dem Flammenschwert ihres Einflusses und ihres kriegerischen Geistes vor dem Throne Wache hielt.

Dies war das Hinderniß, mit welchem der umsichtige Politiker zu rechnen hatte und das auch heute den Grund zu den bangen Sorgen bildete, mit welchen er der Entwicklung der nächsten Ereignisse entgegen sah.

Als der Diener mit der Meldung eintrat, draußen warte eine kleine, tiefverschleierte Dame, die Mylord in wichtiger Angelegenheit dringend zu sprechen wünschte, fuhr St. John wie elektrisirt empor.

„Was antwortete sie auf Deine Frage, weshalb sie käme?“ fragte er gespannt.

„Wegen Tory und Stuart!“

„Sie ist's!“ rief der Lord in höchster Aufregung.

„Schnell, führe sie herein und Sorge, daß uns Niemand stört. Auch ihr Fortgehen darf nicht bemerkt werden!“ —

„Endlich!“ — Mit diesem, aus tiefster Brust kommenden Worte gieng St. John der Eintretenden entgegen und schüttelte ihr hastig die Hände. „Vor Allen: Wie stehts? Bringen Sie mir eine günstige Nachricht, Lady Masham?“

„Ja!“ antwortete die junge Dame mit leuchtenden Augen, indem sie den dichten Schleier zurückwarf und den angebotenen Sitz einnahm.

„Sie haben mein Schreiben übergeben? Es wurde gelesen, mit Beifall gelesen?“

„Mit sehr viel Sympathie aufgenommen, wie ich erwartet habe, und —“

„Und die Audienz — ist bewilligt?“

„Ja, für morgen Vormittag zehn Uhr — im Privatzimmer Ihrer Majestät — nach dem Vortrag der Herzogin Marlborough. Mein Mann wird Sie in der Antichambre erwarten und direct zur Königin führen.“

„Hurrah!“ jubelte St. John; sein schönes, edelgeschnittenes Gesicht erstrahlte im Glanz der innerlichen Freude, während er die Hände der reizenden kleinen Frau ein um das andere Mal mit fröhlichem Lachen an die Lippen zog.

„Madame, Sie sind unser Genius! Sagen Sie Ihrem Gemahl, dem Gardecapitän, meinen und meiner Partei herzlichsten Dank für die Bereitwilligkeit, mit der er den hohen Geist seiner liebenswürdigen Gattin in den Dienst unserer guten Sache stellte. — Jetzt ist der Sieg auf unserer Seite!“

„Hoffen Sie wirklich so viel von dieser Audienz?“

„Alles! Wenn jemals das Recht zur schwungvollen Bertheidigungsrede begeistert — so triumphiren wir morgen! — Aber sagen Sie, was wird meine theure Freundin, die Herzogin Marlborough thun, wenn sie erfährt, daß —“

„Nun, sie wird der Königin eine lange Epistel über die Verfassungsparagraphe lesen, aber — das kann sie doch erst nach der vollzogenen Thatsache. — Aber jetzt lassen Sie uns scheiden; ich darf keine Minute säumen, um durch meine Abwesenheit im Palaſte nicht der mißtrauischen



Herzogin zu unliebhaften Vermuthungen Anlaß zu geben. Unser Erfolg hängt an einem Haar. Wenn die Intrigantın nur die leiseste Ahnung von der projectirten Audienz erhält, so ist Alles verloren, denn sie wird dieselbe verhindern und für alle Zukunft eine ähnliche Aussicht unmöglich machen.“

Nochmals versicherte St. John die Lady seines Dankes, dann geleitete er sie zu der Hintertreppe, über welche sie unbemerkt die Straße gewinnen konnte.

St. John gieng indessen mit hochgeschwellter Brust in dem Arbeitscabinet auf und nieder, im Geiste wohl schon

die große Rede recapitulirend, die er morgen, angesichts der Königin, zu halten gedachte. Da wurde er abermals durch einen Besuch in seinen Reflexionen gestört.

Es war ein hübscher, schlanker Cavalier, der nun eintrat und dem „General“ der Tories die Hände schüttelte, wobei er so fröhlich auflacht, daß seine hellblonde Allongeperrücke schier in's Wanken gerieth.

„Glück auf!“ rief er, „Glück auf, Sie wackerer Streiter! Ihre heitere Miene bestätigt meine Vermuthung über das günstige Resultat der Intervention der Mashams! Ich traf den Gardecapitän im Hyde Park und errieth aus einigen seiner vorsichtigen Andeutungen, daß die Audienz bewilligt sei. Der kluge Mann schien mir indeß nicht ganz zu trauen. Aber Sie werden mir doch reinen Wein einschenken, Mylord? Sie wissen ja, unsere gute Sache hat vielleicht einflußreichere und geschicktere Anhänger als mich, aber gewiß keinen treueren. — Die Audienz steht also fest? Und — für wann?“

St. John gab die gewünschte Auskunft und zog den jungen Gast neben sich auf ein türkisches Sitzpolster.

„Graf Salisbury, ich wollte, es diene Jeder in so uneigennütziger Absicht unserer Partei, wie Sie! Wir hätten dann jedenfalls über keine Zersplitterungen im eigenen Lager zu klagen. Sollten Sie es für möglich halten, daß kleinliche Privatfeindseligkeiten, persönliche Rivalitäten unsere heiligen Zwecke schädigen? — Da haben Sie zum Exempel den jungen Lord Brighton, den Gecken, der mir aus Eitelkeit Politik treibt — gleichsam als Sport, wie das Wetten und das Rudern. Der alberne Mensch hat einen Haß auf mich geworfen, weil sich meine Persönlichkeit vielleicht einiger Vorzüge erfreut, die mir bei den Damen etwas Glück bringen. Seitdem er erfuhr, daß eine gewisse Lady, aus der ich mir übrigens gar nichts mache, meine Bekanntschaft suchte, ist er bemüht, mir allerorts Prügel unter die Füße zu werfen. Denken Sie — man berichtete mir,

daß der edle Lord sich mit der Absicht trüge — meine umlaufenden Wechsel an sich zu bringen, um sie zu meinem Nachtheil zu gebrauchen!“

„Nun,“ entgegnete Graf James Salisbury ganz naiv, „ich fürchte, der Nachtheil wird dabei lediglich auf seiner Seite sein.“

„Sehr wahr!“ lachte St. John laut auf. „Ich könnte mir in der That keine wirksamere Rache gegen ihn ausdenken, als ihn — meine Schulden bezahlen zu lassen. — Aber wäre es nicht auch möglich, daß er die Schuldscheine mit den Forderungen, deren Umfang ich gar nicht einmal kenne, so viel dürften es schon sein, — daß er die Wechsel in die Hände meiner politischen Feinde spielen könnte? Sie wissen, wie ich den Whigs verhaßt bin und daß es diesen Leuten ganz brillant zu statten käme, mich auf — unabsehbare Zeit unschädlich zu machen durch — eine Haft im Schuldgefängniß.“

„Ach, eine solche Hinterlist mag ich Brighton doch nicht zutrauen; am Ende gehört er ja doch zu unserer Partei. Ueberdies dürfte er auch, wenn er wirklich derlei Schändlichkeiten planen sollte, schon zu spät kommen. Morgen haben Sie die Audienz bei Ihrer Majestät — und mag dann auch geschehen was da wolle; das große Ereigniß ist vollbracht und die Früchte dieser Saat können uns nicht mehr verloren gehen. Und darum dürfen wir uns doppelt beglückwünschen, daß es Ihnen gelungen ist, die Gunst der Königin zu erringen. — Ach, wissen Sie, Mylord, wir könnten diesen Erfolg kaum besser feiern als durch einen Besuch des großen Maskenballes, der heute Abend in der Italienischen Oper stattfindet. Der Glanz des ganzen Inselreiches wird sich da zusammenfinden. Ich hoffe, Sie haben ebenfalls schon längst beschlossen, da mitzuthun. Und ich kam auch ursprünglich lediglich in der Absicht hierher, Sie um Ihre Maske zu fragen. Sie gehen doch mit mir?“

St. John lächelte und zuckte die Achseln, während er

ein duftendes Briefchen aus den Falten seines reichen Spitzenjabots hervorzog.

„Ich weiß es nicht. Allerdings wäre es ein Gebot der Galanterie, einer Einladung von zarter Hand Folge zu leisten. Heute morgen empfing ich dieses reizende Billetdoux, das mich zu dem Entschluß brachte, den Maskenball zu besuchen. Aber jetzt sind meine Gedanken wahrlich auf etwas Anderes gerichtet als auf pikante Ballabenteuer mit Liebe und — Thee zu Zweien. Ein solcher wird mir nämlich in diesem zierlichen Sendschreiben in Aussicht gestellt.“

„Ach, Sie sind doch ein beneidenswerther Glückspilz!“ sagte James begeistert. „Und Sie kennen vielleicht diese Eroberung nicht einmal?“

St. John zog lachend das Briefchen zurück, nach welchem der feurige Graf schon greifen wollte.

„Doch, doch, die Dame war so offen, sich zu unterzeichnen — deshalb muß ich auch Discretion bewahren, wie Sie begreifen werden. Glauben Sie denn, daß ich sonst Lust gehabt hätte, das Abenteuer zu bestehen? Nein, die geistvolle Schreiberin ist mir sehr wohlbekannt — eine Dame aus der besten Gesellschaft, von anbetenswürdiger Schönheit. Aber wie gesagt, ich weiß noch nicht, ob ich jetzt, im Besitz der ungleich wichtigeren Einladung, die mich morgen zur Königin ruft, am Abend gelaunt sein werde, mich in den bunten Trubel eines Maskenfestes zu stürzen.“

„Und doch sollten Sie es thun, Mylord! Ich habe Hoffnung, heute daselbst eine Dame zu treffen, deren Bekanntschaft Ihnen auch aus politischen Rücksichten nicht unwillkommen sein dürfte.“

„Wieso?“ fragte St. John interessiert.

„Sie kennen doch den alten Lord Charles of Oxford, den thätigsten und mächtigsten Förderer der Whigs?“

St. John stutzte einen Moment, dann lächelte er wieder ganz eigenthümlich.

„Wer kennt Lord Oxford nicht — unseren erbittertsten

Gegner. Aber weiter, was wollen Sie sonst an diese Frage knüpfen?“

„Nun, Sie kennen auch die Tochter des Lords —“

„Die junge, gefeierte Witwe Lady Ellen Markland,“ ergänzte St. John hastig und lachend. „Mein Gott, das ist am Ende jene Dame, deren nähere Bekanntschaft Sie mir, als dem Politiker, vermitteln möchten?“

„Sie hegen Mißtrauen, weil die Lady die Tochter des wüthendsten Whigs ist —“

„Nicht doch, ich bin fest davon überzeugt, Lady Markland treibt gar keine Politik — weder nach dieser, noch nach jener Seite; sie ist lediglich von dem Bestreben erfüllt, recht viele Anbeter um sich zu sammeln — gleichviel, welcher Partei dieselben auch angehören mögen.“

„Da irren Sie, Mylord, ich kenne sie besser!“ rief James mit Emphase, setzte aber sogleich in ruhigerem Ton, ein leichtes Erröthen auf den Wangen, hinzu: „Das heißt — ich habe mich zu der Anschauung bekehrt, daß Lady Markland mehr Herz und Gemüth hat, als man ihr vielleicht in gewissen Kreisen zutraut. Und aus ihrem eigenen Munde habe ich vernommen, daß sie die politischen Anschauungen ihres Vaters, dem sie freilich doch nicht offen opponiren darf, nicht nur nicht theilt, sondern für die Sache der Tories sehr viel Begeisterung hegt.“

St. John runzelte ein wenig die Stirn und wiegte zweifelnd das Haupt, wodurch der Graf noch eifriger wurde, seine Ansicht von Lady Markland zu vertheidigen.

„Und ist es nicht auch ganz natürlich, daß Lady Ellen toryistisch gesinnt ist, wo sie doch unter allen Palastdamen zu den Lieblingen der Königin gehört, die doch so warm mit unserer Partei sympathisirt? Sie zählt zu den Vertrauten Ihrer Majestät und hat gewiß Grund, Anna in ihrer politischen Meinung zu unterstützen.“

„Hm! Sonderbar!“ sagte St. John sehr langsam, das bereits erwähnte Billet sinnend zwischen den Fingern dre-

hend. „So wäre es am Ende nicht unmöglich, daß die Königin die Lady von meiner morgigen Audienz in Kenntniß setzte?“

„Ich glaube wohl. Aber warum macht Sie das so nachdenklich?“

„Herr Graf, dann — dann werde ich doch den Maskenball mitmachen — der Einladung dieses liebenswürdigen Briefschens Folge leisten.“

„Wie?“ rief Salisbury, plötzlich erbleichend. „Der Brief ist doch nicht —“

„Von Lady Markland, ja — hahaha! — Nun kann ich's ja sagen, da doch die Zärtlichkeit dieser Zeilen von politischen Sympathien dictirt erscheint. Da — lesen Sie!“

Mit bebender Hand griff James nach dem Papierblättchen, auf welchem Ellen Markland Sir Henry St. John für heute Abend in die Italienische Oper bestellte und ihm vorschlug, als Erkennungszeichen die Maske eines Kreuzfahrers zu wählen, während sie selbst als Schäfermädchen erscheinen wolle. „Ich hoffe,“ so schloß das Billetdoux, „nach dem Valle Gelegenheit zu haben, Ihnen, Sir Henry, bei einem traulichen Thee, im ungestörten Beisammensein unter vier Augen mein Herz enthüllen zu dürfen. — Ewig die Ihre. — Ellen Oxford, verwitwete Lady Markland.“

„Nun, was sagen Sie?“ lachte St. John, der das Antlitz seines Parteigenossen nicht beobachtet hatte, da ihm sonst dessen erregte Röthe, die mit zeitweiligem Erblassen abwechselte, nicht entgangen wäre. „So erringt man als Politiker die Neigung —“

„Oh die Schändliche, die Falsche!“ schrie Salisbury, den Lord unterbrechend, indem er das Briefchen wüthend zu Boden schleuderte.

„Ha! Was ist das?“ rief nun auch St. John, aufspringend und den Grafen am Arme fassend. — „Sie — lieben Ellen Markland?“

James biß sich die Lippen blutig, als er sich verrathen

sah, schlug sich stöhnend vor die Stirne und sank in den nächstbesten Stuhl. St. John sah ihn verlegen an.

„Mein Himmel, was hab' ich denn gethan! Armer Graf! Verzeihen Sie mir meine Indelicatesse — wie konnte ich denn wissen?“ . . . . .

„Nein, nein — ich hege keinen Groll gegen Sie!“ wehrte James ab, indem er sich das heiße Gesicht trocknete



und bemüht war, seine Fassung zurückzugewinnen. „Ich muß Ihnen sogar dankbar sein, da Sie mir — obgleich unbewußt — gezeigt haben, welch ein Thor ich war, den Schwüren eines Weibes zu trauen und — ah, es ist doch zu niederträchtig, abscheulich — teuflisch!“

„Sie sprechen von Schwüren?“ unterbrach St. John die Wuthausbrüche seines Freundes, indem er ihm näher trat; seine Miene war noch verblüffter als vorher. „Sie standen also mit der Lady bereits in einem intimeren Verhältnis?“

„Warum soll ich es leugnen?“ erwiderte Salisbury nach kurzem Zögern. „Ja denn, ich hatte Grund, mich seit einigen Wochen als den heimlichen Bräutigam dieser — Sirene zu betrachten. Erlassen Sie mir eine genauere Erzählung, wo und wie wir bekannt wurden. Sie wissen, die Dame ist als Witwe und als Erbin des reichen Lord Markland unabhängig genug, um sich über manches Geſetz einer ſteifen Conventienz hinwegzuſetzen, dennoch aber mußte ſie ſich ſcheuen, dem, eine öffentliche Stellung bekleidenden Vater einen Schwiegerſohn vorzuſtellen, der als Anhänger der Gegenpartei bekannt iſt. So traſen wir das Uebereinkommen, einen günſtigeren Zeitpunkt abzuwarten, um unſere Verbindung zu ſchließen. — So ſagte ſie wenigſtens; ich ſehe aber nun recht gut ein, was dieſe Schlange dazu bewog, — ſie liebt Sie und war mir gegenüber — eine eitle, herzloſe Coquette!“

St. John hatte bis hierher ruhig zugehört. Jetzt legte er plötzlich, von einem Gedanken ergriffen, den Arm des Grafen in den ſeinen und lachte ganz gemüthlich.

„Nicht ſo tragiſch, mein theurer Freund! Wenn die Lady Sie wirklich betrog — wer ſagt Ihnen denn dann, daß ſie nicht auch mich betrüge? — Aber ich ſchwöre Ihnen, daß ich mit ihr bisher nichts Anderes als ganz allgemeine Galanterien wechſelte. Ich war vielleicht auch zu eitel, indem ich mir einbildete, dieſes Billet käme aus der Feder einer Liebenden. Es gäbe allenfalls eine Erklärung, die Sie in Ihren Bräutigamsgefühlen nicht im Mindesten verlegen kann.“

„Sie ſpotten! Meinen Sie wirklich, daß damit politiſche Intereſſen —?“

„Ja, das meine ich, aber nicht ſo — wie Sie es meinen. Jedenfalls widerrufe ich jetzt meine vorhin geäußerte Anſchauung, daß Lady Markland nur Liebesintriguen einzufädeln verſtehe und keinerlei politiſche Ueberzeugung vertrete.“

„Ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie mir nicht erklären —?“

„Alles, aber nicht jetzt; ich bedarf selbst erst einiger Ueberlegung. — In welchem Costüm wollten Sie heute auf dem Maskenfest erscheinen?“

„Ich gedachte das Kleid eines Hofmannes aus der Zeit der Königin Elisabeth zu wählen. — Aber nach dem, was ich soeben erfahren habe, werde ich überhaupt nicht die Italienische Oper besuchen. Ich will dieses Weib nicht wieder sehen, wenn — — —“

„Gemach, gemach, Sie Heißsporn! Sie werden den Ball mitmachen, wenn ich Sie darum bitte — im Namen unserer heiligen Sache, als Haupt Ihrer politischen Partei Sie dazu auffordere! — Bleiben Sie bei dem Costüm des Grafen Leicester; meine Maske als Kreuzritter soll ebenfalls besorgt werden. — Jetzt will ich mich mit Eifer auf den großen Moment des Morgen präpariren. Am Abend aber werden Sie so gütig sein, in Ihrer Maskentoilette mich abzuholen. Da sollen Sie von mir eine klarere Meinungsäußerung empfangen, ehe wir — zusammen nach der Italienischen Oper fahren!“

Mit einem warmen Händedruck schieden die beiden Männer von einander. Salisbury etwas verwundert und zweifelhaft, St. John mit der Miene ungetrübtester Heiterkeit, in der sich alle die Hoffnung widerspiegelte, die er auf die Ereignisse des Heute und Morgen setzte.

Zwei Stunden vor Mitternacht war der mächtige Saal der Italienischen Oper mit einer zahlreichen Menschenmenge gefüllt, die unter der Hülle der buntesten Charakter- und Phantasiemasken die Vertreter der besten Gesellschaft repräsentirte.

Mitten unter dem hin und hervogenden Getümmel bewegte sich eine hagere Maske im schwarzen Gewande eines spanischen Granden. Man hätte gar nicht erst die

Sammetlarve und die kurzgeschorene schwarze Perrücke unter dem Seidenhut a la Don Carlos zu lüften gebraucht, um zu erkennen, daß ein Mann von vorgerücktem Alter unter dieser Vermummung stecke; das verrieth schon der gemessene bedächtige Gang und die eigenthümliche Bewegung, wie sie niemals einem jüngeren Manne zu eigen ist. Umso auffallender mußte es daher erscheinen, daß die Maske, die er am Arme führte, eine Schäferin von zierlicher und dabei doch voller Figur, die Anmuth und das Wesen einer offbaren Jugend zeigte.

Das ungleiche Paar führte auch nur eine sehr einsilbige Conuersation — im Flüsterton. Beide schienen Jemand zu suchen in dem Trubel, der sich an allen Seiten an ihnen vorüberschob und in dem auch sie geschoben wurden. Da blieben sie plötzlich, wie auf Verabredung, stehen und wechselten einen raschen Blick. Dann ließ die Schäferin den Arm ihres Begleiters los und steuerte, anscheinend ganz gleichmüthig, auf eine bestimmte Saalecke zu, während der schwarze Spanier sich nach einer anderen Richtung hin verlor, um schließlich den Ausgang zu gewinnen, wo er verschwand. Der düstere Hidalgo wurde auch den ganzen Abend nicht mehr im Saale gesehen.

In einem Winkel, an einen breiten Pfeiler gelehnt, stand eine kräftige, hochgewachsene Gestalt, der der weiße Mantel mit dem rothen Ritterkreuz sehr gut ließ. Der prachtpolle, goldverzierte Helm, das glitzernde Schuppentrikot und das breite Schlachtschwert, das paßte so ganz zu dem feurigen, kühnen Augenpaar, das aus der schwarzen Seidenlarve hervorblitzte.

Auch diese Maske schien Jemand im Saale zu suchen und — soeben gefunden zu haben, denn als sie das in helle Seide gekleidete Phantasie-Schäfermädchen auf sie zukommen sah, neigte sich der blaue Helmbusch wie zum Gruß. Eine zweite Maske im Costüm des Lord Leicester, die bisher — vielleicht zufällig — unweit des Kreuzritters

gestanden hatte — zog sich jetzt discret zurück, um das Gespräch der Schäferin mit dem mittelalterlichen Recken nicht zu stören. Die Dame musterte denselben mit einem prüfenden Blick, ehe sie so dicht an ihn herantrat, um ihm ein gewisses



verabredetes Lozungswort zuflüstern zu können. Der Ritter legte zur Antwort die Hand auf's Herz und überreichte ihr mit einer neuen Verbeugung ein Briefchen, das die anmuthige Schäferin rasch überflog und es wie eine empfangene Legitimation, mit einem zufriedenen Kopfnicken in ihr Mieder schob. Dann nahm sie den Arm des Kreuz-

fahrens und promenierte mit ihm durch den Saal. Daß Lord Leicester in einiger Entfernung nachfolgte, konnte wieder nur als Zufall gedeutet werden und keineswegs auffallen.

„... Und ich freue mich wirklich, daß Du meiner Einladung Folge geleistet hast, edler Ritter. Es drängt mich, Dir den Beweis zu geben, wie sehr ich mich für Dich und — Deine erhabene Mission interessire.“

„Wirklich?“ entgegnete der bisher sehr schweigsame Begleiter mit hörbar verstellter Stimme. „Ich habe schon längst gehofft, Dich für unsere gute Sache gewinnen zu können. Du hast Einfluß am Hofe und vermagst uns viel zu nützen. Ich freue mich daher, meine gehegten Hoffnungen bestätigt zu finden.“

„Verlasse Dich auf meine Unterstützung. Es wird mir eine solche übrigens in Zukunft viel leichter werden, als dies zum Beispiel noch gestern möglich gewesen wäre?“

„Wieso?“

„Nun — von morgen ab steht Dir der Weg zu einer gewissen hohen Dame für immer offen; die — erste Audienz macht die folgenden selbstverständlich.“

Es lag etwas wie ein leiser Spott in dem silberhellen Lächeln, mit welchem die Schäserin diese Worte begleitete. Der Kreuzfahrer warf auch das Haupt empor und betrachtete sie mit einem langen Blick, der nicht ganz frei von Mißtrauen war.

„Warum siehst Du mich so sonderbar an? Du zweifelst doch nicht etwa an mir?“

„Dein Vater ist — mein erbittertster Gegner —“

„Und darf ich mir deshalb keine selbständige Meinung bilden?“

„Warum überhaupt eine politische Meinung? Eine schöne Frau bekümmert sich sonst mehr um ihren Staat, den Fplitterstaat — als den Staat, den ich reformiren möchte.“

„Nun, allzu galant bist Du just nicht, mein Ritter. Aber ich rechne das Deiner staatsmännischen Vorsicht zu

gute. Vorsicht ist es wohl auch, was Dich bestimmt, so mühsam Deine Stimme zu verstellen, die sonst im Parlament so trefflich zu donnern versteht?"

"Du hast's errathen. Ich will mich in dieser Umgebung nicht dem Erkanntwerden aussetzen. Ich habe viele Feinde und muß mich hüten. Du würdest mich daher auch sehr zu Dank verpflichten, wenn Du meine Begleitung zu dem zugesagten Thee zu Zweien annehmen wolltest. Die Maske wird mir hier in dieser Hitze nachgerade unerträglich."

Die Schäferin nickte und wandte sich mit ihrem Begleiter dem Ausgang zu.

"Du gibst also Dein ungeredtfertigtes Mißtrauen gegen mich auf? Da thust Du wohl daran. Daß ich Dich, den Bruder Leichtfuß, jetzt so ohneweiters mit mir nehme, was die böse Welt sehr übel deuten könnte, gibt Dir ja den besten Beweis von der Treue meiner Gesinnung."

Damit schritten sie, in ihre Mäntel gehüllt, die Treppe zum Wagen hinab.

Einige Schritte hinter ihnen folgte die Maske Lord Leicester, der auf der Straße noch sah, wie der Kreuzritter mit seiner Dame die Kutsche der Lady Markland bestieg und im Galopp davonfuhr. Er sah dem Fahrzeug einige Sekunden nach, dann rief er eine Miethsäufte herbei, deren Trägern er einen in ganz entgegengesetzter Richtung laufenden Weg anwies. —

"Mylord," sagte die Lady im Dahinfahren, "Sie haben mich durch den vorhin geäußerten Zweifel etwas gekränkt und werden es deshalb nicht ungeredtfertigt finden, wenn ich auch Ihnen nicht ganz traue. Wer gibt mir den Beweis, daß Sie mich nicht morgen durch die Veröffentlichung Ihres heutigen Abenteuers compromittiren? Ich verlange daher eine gewisse Sicherheit, indem ich Sie bitte, sich von mir — für eine halbe Stunde die Augen verbinden zu lassen. Sie dürfen nicht wissen, welchen Weg wir nehmen."

Der Ritter schien etwas überrascht, ließ es aber ruhig geschehen, daß ihm seine Begleiterin ein seidenes Tuch vor die Augen band.

„Wohin führen Sie mich aber?“

„Auf ein kleines Landgut in der Nähe der Stadt, das ich erst vor Kurzem an mich gebracht habe. Wir sind dort ungestört und können im freien Meinungsaustrausch erfahren — wie weit wir einander trauen dürfen. — Sie fürchten sich doch nicht vielleicht, Mylord?“

Der Lord antwortete nur durch ein kurzes Lachen, erfaßte die Hand der Lady und drückte sie leidenschaftlich an seine Lippen. Lady Markland aber zog ihre Finger so rasch zurück, als fühle sie sich durch diesen Gefühlsausbruch beleidigt. Dann jedoch sagte sie in einem gewissermaßen versöhnenden Ton:

„Sie sollen jetzt Stille halten, sonst muß ich annehmen, Sie wollten sich Ihrer Blende entledigen und Ihr stillschweigendes Einverständnis mit dieser Vorsichtsmaßregel brechen. Und ich verlange strengsten Gehorsam!“

Damit drückte sie sich in die andere Ecke der geräumigen Kutsche, so daß nicht einmal eine Falte ihres bauschigen Reifrockes den Mantel des Lords berührte. Und der folgsame Kreuzfahrer ergab sich auch in diese Anordnung, die freilich mit der früher gezeigten Vertraulichkeit der schelmischen Schäferin nicht ganz im Einklang stand. Er sprach auf dem ganzen Wege kein Wort mehr und störte das Sinnen seiner Begleiterin kaum mit einem lauterem Athemzug.

So fuhrn die Beiden schweigend dahin, über einen geschotterten Weg, dann über weiche Erde, bis der Wagen endlich in einen gepflasterten Thorweg einfuhr und hielt. Die Lady ergriff leicht die Hand ihres stummen Gesellschafters, riß die Wagenthür auf und führte ihn über einen Flur an eine steinerne Treppe. Dort nahm sie ihm das über die Seidenlarve gebundene Tuch ab und forderte ihn durch eine einfache Handbewegung auf, ihr zu folgen.

Der Kreuzritter stieg langsam die hellerleuchtete Freitreppe hinan und zeigte nicht die mindeste Verwunderung darüber, daß hinter ihm auch drei Lakaien heraufkamen, die sich zu ihm in kurzer Entfernung hielten.

Oben durchschritt man einen langen Corridor, an dessen Ende eine offene Flügelthür in ein behaglich ausgestattetes Speisezimmer führte. Die Lady, die Maske und die drei Diener traten ein. Kaum aber hatten die letzteren die Eingangsthür hinter sich geschlossen, als eine gegenüberliegende Thür aufging und zwei Personen einließ: eine ältliche, imposante Dame mit einem stolzen, kalten Herrschergeßicht und einen hageren Greis, der seltsamerweise das schwarze Sammetcostüm eines spanischen Granden aus der Zeit Philipp's II. trug.

Der Kreuzfahrer blieb mitten im Zimmer stehen und sah sehr erstaunt auf die Neueingetretenen, die er sofort erkannte: den Minister Lord Dyford und — die Herzogin Marlborough, die mächtigste und gefürchtetste Frau am Hofe der Königin Anna.

Lady Markland hatte inzwischen ihren Vater durch eine bezeichnende Handbewegung begrüßt und wandte sich jetzt an ihren Kreuzritter, während ein spöttisches Lächeln ihr schönes Gesicht überflog, von dem sie die Larve abgenommen hatte.

„Mylord, Sie brauchen sich nun keinerlei Zwang mehr aufzulegen; Sie sind in guten Händen, und mein Vater wird es sich zur Ehre anrechnen, wenn Sie mit uns das Souper einnehmen wollen. — Aber legen Sie doch Ihre Maske ab — es dürfte Ihnen sonst zu schwül werden.“

Der Angeredete ließ seine Augen über alle die höhnischen Mienen schweifen, die ihm von allen Seiten entgegenblickten. Er machte eine unmutige Bewegung nach der Thür hin, aber schon traten die drei Diener davor und wehrten mit energischer Geberde jedem Fluchtversuch. Jetzt näherte sich ihm Lord Dyford mit einer leichten Verbeugung und lächelte sarkastisch.

„Mylord Henry St. John,“ sagte er höflich, „Sie wissen — im Krieg gelten alle Mittel, und Sie sind selbst ein zu gewandter Diplomat, um nicht die Berechtigung der List anzuerkennen. Nun, ich habe mich heute einer solchen List bedient, um den gefährlichsten Gegner unserer Regierung auf einige Zeit unschädlich zu machen. Sie sind — mein Gefangener!“

„Ha! Mit welchem Recht beschränken Sie meine persönliche Freiheit?“ drang es gedämpft unter der Seidenlarve des überlisteten Kreuzfahrers hervor.

„Gestützt auf das Gesetz. Ich bin seit einigen Tagen Ihr General-Gläubiger, Sir St. John, und da ich Sie als Parlamentsmitglied nicht verhaften lassen konnte, mußte ich mich selbst Ihrer Person versichern. — Hier sind Ihre Wechsel — Sie anerkennen wohl Ihren Namenszug? Wenn Sie sofort bezahlen können — sind Sie frei, wo nicht — so bleiben Sie so lange in meiner Obhut, bis Sie dazu imstande sind. Das ist mein gutes Recht — und ich gedenke umfassendsten Gebrauch davon zu machen!“

„Sie können sich in Ihrer politischen Mission einstreifen von einem Ihrer Freunde vertreten lassen, Mylord!“ bemerkte die Herzogin mit eisigem Hohn.

„Das ist bereits geschehen,“ sagte der Ritter einfach. „Aber Sie werden auch mich frei lassen müssen. Auf wen, sagten Sie, lauten diese Wechsel?“

„Auf Sir Henry St. John, Abgeordneten des Burgfleckens Wootton Bassett.“

„Dann haben Sie sich in meiner Person geirrt; ich habe nicht die Ehre, Sir Henry St. John zu heißen!“

„Wie?“ schrien der Lord und die Herzogin auf, entsetzt zurückprallend, als der Kreuzfahrer jetzt die Gesichtsmaske abnahm und sie in eine ihnen gänzlich fremde Physiognomie blickten. Lady Markland aber erstarrte schier das Blut in den Adern.



„Graf James — Graf Salisbury!“ rief sie erbleichend und stierte ihn wie ein Gespenst an.

„Ja, Mylady, Sie haben einen kleinen Mißgriff begangen, wie Sie sehen,“ erwiderte der Graf lächelnd. „Aber ich hoffe, daß Sie mir darum ebenso wenig zürnen werden, wie ich Ihnen wegen dieser Affaire zürne. Ich habe mir die Ueberzeugung verschafft, daß Sie eine sehr gewandte Diplomatin sind und würde es nun als ein erhabenes Ziel betrachten, Ihre politischen Talente für meine Partei gewinnen zu können, denn ich hoffe doch, daß Sie nur Ihrem Herrn Vater zu Liebe so gehandelt haben, im Uebrigen aber

geneigt sein werden, diesen Herrschaften zu gestehen, daß Ihre persönlichen Sympathien — dem Bräutigam gehören!“

Damit ging er rasch auf sie und schloß sie in seine Arme, ehe sie sich aus ihrer Verlegenheit erholen konnte. Graf Salisbury hatte eben in den letzten Stunden genugsam Unterricht in der Politik genossen, um zu erkennen, welchen Werth die Ueberrumpelung mit vollzogenen Thatfachen im Krieg mit einer verblüfften Gegnerschaft besitz.

„Mylord, Sie versprachen, mich zur Zeugin eines Staatsstreiches zu machen, und nun entpuppt sich das ganze Drama als eine simple — Verlobungsgeschichte? Dann bin ich wohl überflüssig und Sie werden nichts dawider haben, wenn ich mich entferne!“

Mit diesen Worten schritt die Herzogin Marlborough mit erhabenen Schritten dem Ausgang zu. Lord Oxford, der von der Sache kaum einen besseren Eindruck gewann, wollte protestiren, sie zurückhalten, aber die Obersthofmeisterin wehrte ihn mit einer hoheitsvollen Geberde ab und rauschte in majestätischer Haltung aus dem Zimmer.

Als sich der gänzlich consternirte Lord Minister nach seiner Tochter umwandte und gerade ein nicht eben gelindes Donnerwetter loslassen wollte, stürzte ihm Lady Markland zu Füßen und erfaßte in großer Bewegung seine Hand.

„Vater, ich habe ohne selbständigen Gedanken mich zum Werkzeug Ihrer Politik gemacht, ich habe Ihnen im besten Glauben gebient, und meine Schuld ist es nicht, wenn Ihre Pläne scheitern; aber nun — ich kann nicht anders — nun muß ich auch Dem Worte leihen, was ich bisher als ein Geheimniß Ihnen gegenüber bewahrt habe. Graf James Salisbury —“

Lord Oxford ließ sie jedoch nicht ansprechen. Eine zürnende Geberde schloß ihr den Mund. Sodann warf er dem Grafen einen durchbohrenden Blick zu und streckte den Arm gegen die Thüre zu aus. Diese Pantomime war zu deutlich, um den armen Salisbury noch im geringsten Zweifel über

die Gefinnungen des heute zweifach compromittirten Ministers zu lassen. Er verneigte sich und ging, während Lady Marl-land in Thränen ausbrach.

Am nächsten Morgen begab sich St. John ungehindert in den königlichen Palast. Die Herzogin Marlborough durfte es nicht wagen, seine Unterredung mit der Monarchin zu hintertreiben, da sie sonst bemüßigt gewesen wäre, den intriguan-ten Plan mit Lord Oxford aufzudecken und die Quellen zu verrathen, durch welche sie sich die Kenntniß von dieser „geheimen“ Audienz verschafft hatte. Und die Königin, so unselbständig sie auch von Charakter und durch die Verfassung des britischen Staates war, verstand in den Angelegenheiten, zu deren Förderung sich ihre durch so mannigfache Rücksichten bevormundete Natur einmal aufgerafft hatte, wahrlich keinen Spaß. So fand Sir Henry St. John, der englische Alkibiades, wie er von den Geschichtschreibern genannt wird, wirklich Gelegenheit, das Programm der Tory-Partei vor der Königin in fulminanter Rede zu entwickeln und — seiner Sache zum Siege zu verhelfen.

Das politische Resultat dieser denkwürdigen und schwerwiegenden Audienz ist bekannt und gehört als solches der Weltgeschichte an. St. John wurde zum Staatssecretär ernannt, die Partei der insgeheim stuartisch gesinnten Tories an das Staatsruder gerufen und — die anmaßenden Whigs für lange Zeit in den Hintergrund geschoben. Selbstverständlich neigte sich nun auch die Glückssonne der Herzogin Marlborough ihrem Untergang zu, und auch Lord Oxford hatte Grund, den Erfolg der Audienz St. John's zu beklagen. Er wurde von seinem Ministerposten entsetzt und mußte sich in ein unthätiges Privatleben auf eines seiner Güter zurückziehen.

Aber auch die Privatverhältnisse der beiden Hauptpersonen unserer kleinen Erzählung fanden bei diesem großen Umschwung ihre vortheilhafte Rechnung. Die Königin Anna

bezahlte die sämtlichen Schulden des neuen Staatssecretärs, und Graf Salisbury — ja, der frohlockte noch mehr als sein berühmter Freund, denn wenn es ihm, der sich von nun ab, wo seiner Partei ein so glänzender Triumph geworden, vom politischen Leben ziemlich zurückzog, auch nicht gelang, den Lorbeer des öffentlichen Ruhmes zu erringen, so fand er dafür eine überreiche Entschädigung in den Armen seines geliebten Weibes, der vormaligen Lady Ellen Markland.

Lord Oxford, der Ex-Minister, hatte sich zwar anfangs sehr energisch gegen diesen Ehebund gesträubt, aber was blieb ihm schließlich übrig, als seine Einwilligung zu geben? Henry St. John hatte ja geschworen, die ganze lächerliche Entführungsgeschichte nur dann zu verschweigen, wenn Oxford seinen Segen zu dem Ehebund gäbe.

Lady Markland gelobte sich und ihrem Gatten am Hochzeitstage, nie wieder auf die Politik Einfluß nehmen zu wollen, nachdem sie bei ihrem ersten Debut in jener Richtung ein so schmähtliches Fiasco erlitten hatte.

Und wenn St. John, der nachmalige Lord Bolingbroke, seinem jungen Freunde gegenüber die Sprache nochmals auf jenes Maskenball-Abenteuer brachte und ihm für den wichtigen Dienst dankte, den ihm Graf Salisbury damals durch seine doppelte Maske — als der erwartete Kreuzritter und der vermeintliche St. John — geleistet hatte, da wehrte James jedesmal mit frohem Lachen ab: „Aber ich bitte Dich! Eigentlich müßte ich Dir mein ganzes Leben hindurch danken, denn durch Deinen diplomatischen Kniff kam ich ja — zu meiner reizenden Frau!“



## Ein Märtyrer der Kinderliebe.

Von Karl Jentsch.

Versezen wir uns um 90 Jahre zurück! Wir fahren im Rachen — Salondampfer gibt es noch nicht — von Luzern in jenen Winkel des Vierwaldstädter Sees hinein, wo hinter einer Berengung der Alpnacher See sich angliedert, und steigen von Stanzstad, rechts den Pilatus, links den Bürgenstock begrüßend, zum lieblich gelegenen Stanz hinauf. Der dunkelgrüne See spiegelt die Herrlichkeit der Bergriesen wie heut und wie vor tausend Jahren; die Schneehäupter glühen in der untergehenden Sonne, die Alpwiesen grünen; aber statt des freundlichen Stanz finden wir einen Trümmerhaufen, und kein kräftiger Mann, kein krausköpfiger Bub reicht uns mit treuherzigem Gruße die Hand; scheuen Blicks huschen hungerleidende, zerlumpte Gestalten an uns vorüber. Im unzerstörten Klostergebäude dort blinken erleuchtete Fenster; vielleicht finden wir Nachtherberge. Wir treten ein. Durch die geschlossenen Fenster des Flurs pfeift der Wind. Aus jener halbgeöffnuten Thür dringt fröhliches Lachen heller Kinderstimmen. Wir werden bemerkt und freundlich begrüßt: „Komm herein, fremder Mann, es ist noch Hasergrüße im Topf!“ Mitten im Schwarm waltet hausväterlich, mütterlich ein seltsamer Mann. Nachlässig fällt ihm der Kragen des vorn offenen Hemds, das die mächtige Brust sehen läßt, über den schäbigen Rock, und der Strumpf eines seiner Beine über den gestickten Schuh. Fast erschrecken wir vor der Häßlichkeit des breiten Mundes, des vorstehenden Kinns, der krausen Linien seines Gesichts.\*)

\*) Kein Maler, sagt ein Schüler Pestalozzi's, hat die Häßlichkeit dieses Antlitzes wiederzugeben gewagt, keiner die himmlische Schönheit seines Ausdrucks darzustellen vermocht.

Aber der Widerwille wandelt sich in Vertrauen und Ehrfurcht, wie er seine sonnenhaften Augen auf uns richtet, aus denen Geistesfülle und Herzensgüte strahlt, und wie beim Sprechen Schalkheit und furchtbarer Ernst, sich drängende Ideen und edle Leidenschaften um die Wette durch die Furchen seines Antlitzes wetterleuchten. Es ist Vater Pestalozzi. Zu seiner großen, großen Herzensfreude hat die französische Regierung ihn beauftragt, sich der verwaehrlosten Kinder des vom Revolutionsheere verwüsteten Ländchens anzunehmen. Hören wir, nachdem er die Kinder zur Ruhe gebracht, aus seinem eigenen Munde, wie es ihm hier ergangen und wie er wirkt.

„Anfangs mußte ich, wegen Mangel an Betten, die armen Kinder des Nachts zum Theil heimschicken. Diese alle kamen dann am Morgen mit Ungeziefer beladen zurück. Viele traten mit eingewurzelter Krätze ein, so krank, daß sie kaum gehen konnten, viele mit aufgebrochenen Köpfen, viele mit Zudeln (Lumpen), die von Ungeziefer strotzten: viele hager wie Gerippe, gelb, grinsend, mit Augen voll Angst, die Stirnen voll Runzeln des Mißtrauens, einige voll kühner Frechheit, des Bettelns, der Heuchelei und aller Falschheit gewöhnt; andere vom Elend erdrückt; geduldig, aber mißtrauisch, lieblos und furchtsam. Zwischen hinein kamen einige Bärklinge, die früher im Wohlstand gelebt hatten; diese waren voll Ansprüche, und verachteten die Bettelkinder. Trägheit, Mangel an Uebung der Geistesanlagen und körperlichen Fertigkeiten waren allen gemeinsam. Unter zehn Kinder kannte kaum eins das A B C.“

„Der gänzliche Mangel an Schulbildung war indeß gerade das, was mich am wenigsten beunruhigte. Den Kräften der menschlichen Natur, die Gott auch in die ärmsten und vernachlässigtesten Kinder legt, vertrauend, hatte mich nicht nur frühere Erfahrung belehrt, daß diese Natur mitten im Schlamm der Noheit und Verwilderung die herrlichsten Anlagen entfaltet, sondern ich sah auch jetzt

schon bei meinen Kindern mitten in ihrer Robeit diese lebendige Naturkraft allenthalben hervorbrechen. Ich war überzeugt, mein Herz werde den Zustand meiner Kinder so schnell verwandeln, wie die Frühlingssonne den erstarrten Boden. Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingssonne den Schnee unsrer Berge schmolz, erkannte man meine Kinder nicht wieder.“

„Außer einer Haushälterin allein, ohne Gehilfen, weder für den Unterricht der Kinder, noch für ihre leibliche Versorgung, trat ich unter sie und eröffnete meine Anstalt (Herbst 1798). Ich wollte durch meinen Versuch beweisen, daß die Vorzüge der häuslichen Erziehung von der öffentlichen müssen nachgeahmt werden. Jede gute Erziehung fordert, daß das Mutterauge täglich und stündlich jede Veränderung des Seelenzustandes ihres Kindes mit Sicherheit in seinem Auge, auf seinem Munde und seiner Stirn lese. Hierauf baute ich. Daß mein Herz an meinen Kindern hange, daß ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollten meine Kinder vom frühen Morgen bis an den späten Abend in jedem Augenblicke auf meiner Stirn sehen und auf meinen Lippen ahnen. Der Mensch will so gern das Gute, weil nur das Gute und Wahre ihn dauernd befriedigt. Aber dein Kind muß das Gute, das du willst, begreifen, ehe es dasselbe Gute wollen kann. Alles, wodurch es dir lieb wird, will es. Alles was in ihm Kräfte wach ruft, so daß es merkt: „Das kann ich!“ alles das will es. Aber nicht durch Worte wird dieser Wille erzeugt, sondern durch die Behandlung und Besorgung, die das Kind von dir erfährt. Worte geben nicht die Sache, sondern nur Einsicht in die Sache.“

„Vor allem mußte ich also das Zutrauen der Kinder und ihre Anhänglichkeit gewinnen. Aber denke Dir, Freund, meine Lage! Das unglückliche Land hatte durch Feuer und Schwert alle Schrecknisse des Krieges erfahren. Das Volk verabscheute die neue (von den Franzosen auferlegte) Ver-

fassung. Es war erbittert gegen die Regierung, und selbst ihre Hilfe schien ihm verdächtig. Ich stand unter ihnen als ein Geschöpf der neuen Ordnung. Voll Anhänglichkeit an ihren alten Zustand und voll Mißtrauen gegen alles Neue, hielten sie mit erbitterter Hartnäckigkeit selbst an ihrem Elend fest. Dabei meine Hilflosigkeit, der Mangel an allem Nöthigen! Aber grade diese Armuth half mir. Sie zwang mich, meinen Kindern alles in allem zu sein. Vom Morgen bis zum Abend war ich allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes widerfuhr, ging durch meine Hand. In meiner Hand lag ihre Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir und ich bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank der meinige. Ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Diensthöten, nichts und Niemanden, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte; waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen, — sie wollten es so. Alle Augenblicke von Gefahren einer doppelten Ansteckung umgeben, bekämpfte ich die beinahe unsiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Personen. So innig schlossen sich die Kinder an mich an, daß sie dem, was ihre Eltern Dummes und Verächtliches gegen mich vobrachten, widersprachen. Sie erkannten, daß mir Unrecht geschah, und liebten mich doppelt dafür. Die Eltern jammerten, daß die Kinder bei mir krank würden in Folge schlechter Nahrung. Wirklich wurden einige krank; ihre Krankheit war nur die Heilung ihres verdorbenen Magens; meine Hafergrütze erregte ihnen anfangs Erbrechen und machte sie dann gesund. Sobald der Frühling kam, blühten alle Kinder in Wuchs und Farbe; alle Besucher gestanden, die Kinder seien

nicht mehr wiederzuerkennen. Trotzdem kamen noch jeden Sonntag Eltern, nahmen ihre Kinder bei Seite, machten ihnen mit Weinen das Herz schwer, und stellten ihnen vor, wie viel besser sie es haben könnten, wenn sie bettelnd herumzögen. Jeden Sonntag ließen sich einige überreden und liefen fort. Dafür kamen andere, so daß die Zahl auf 80 stieg. Die meisten blieben, bekannten, wie glücklich sie sich fühlten, und vertrauten mir, wie elend sie daheim gelebt.“

„Das Lernen war ihnen ganz neu, und sobald sie sahen, daß sie es zu etwas brachten, war ihr Eifer unermüdblich. Wenn ich nach dem Nachsteffen fragte: Kinder, wollt ihr jetzt lieber schlafen oder lernen? antworteten sie gewöhnlich: lernen! Von guter planmäßiger Einrichtung des Unterrichts konnte freilich bei der Verschiedenheit des Alters (von 6—14 Jahren), zumal weder Gehilfen, noch Lehr- und Lernmittel vorhanden, keine Rede sein, doch das war ja nicht Hauptsache. Die Hauptsache war schnell erreicht: daß diese verwilderten Kinder einander mehr liebten als oft Geschwister thun; daß sie sich beeiferten, Fertigkeiten zu erlernen, mit denen sie ihr Wohlwollen erweisen, jetzt schon einander und dereinst den übrigen Menschen nützen könnten. Die Worte, die gefährlichen Zeichen des Guten und Bösen, müssen immer erst nach den Thaten folgen. An die Vorkommnisse des Tages muß alle Belehrung angeknüpft werden. Nur bei passender Gelegenheit wirkt das Wort, dann aber auch mächtig. Und wenn du Nächte durchwachen müßtest, um in solchen Fällen mit zwei Worten sagen zu können, was andere mit zwanzig sagen, so laß dich deine schlaflosen Nächte nicht dauern. Aber, wie gesagt, stets soll das Gefühl für jede Tugend dem Reden über sie vorhergehen. Ehe meine Kinder von Nächstenliebe und Aufopferung reden gehört hatten, waren sie bereit, andere obdachlos gewordene Kinder (aus Altdorf) aufzunehmen und das Essen mit ihnen zu theilen. Als einige ausgewanderte Bündner von ihrem knappen Zehrpennig

für die Kinder ein paar Thaler spendeten und deren dankbare Rührung sahen, da brachen die harten Männer in Schluchzen aus. Wunderbar war es, wie leicht sich die Verwilderten in die strengste Ordnung fanden, z. B. beim Unterricht mänschenstill saßen, weil sie die Nothwendigkeit davon begriffen.

„Wo sich jedoch Böses zeigte, da war ich streng und gebrauchte körperliche Züchtigung. Bei glücklichen Kindern in glücklicher Lage ist sie zu entbehren. Aber bei dem Gemüth theilweise schon großer Bettelkinder, bei der Nothwendigkeit, sicher und schnell einzuwirken und mit Allen zum Ziele zu kommen, war der Eindruck körperlicher Strafen wesentlich. Die Sorge, dadurch das Vertrauen der Kinder zu verlieren, ist ganz unbegründet. Nicht einzelne seltene Handlungen bestimmen Gemüthsstimmung und Denkungsart der Kinder, sondern deine eigene stündlich sich offenbarende Gemüthsbeschaffenheit, deine Neigung oder Abneigung ist das Bestimmende. Daher machen Vater- und Mutterstrafen selten einen schlimmen Eindruck. Anders ist es mit Schullehrern, die nicht Tag und Nacht in solch reinem Verhältniß mit den Kindern leben, weit weniger Gelegenheit haben, ihnen Wohlwollen zu erweisen. Keine meiner Strafen erregte Starrsinn. Bonnevoll zeigten sie mir, wie froh sie über meine Ohrfeigen waren. Eines meiner liebsten Kinder mißbrauchte die Sicherheit meiner Liebe zu einem Unrecht gegen einen Kameraden. Mit harter Hand gab ich ihm meinen Unwillen zu fühlen. Das Kind schien vor Behmuth zu vergehen; eine Viertelstunde weinte es ununterbrochen. Sobald ich zur Thür hinaus war, ging es hin zu dem Kameraden, dem es ein Unrecht zugefügt, bat ihn um Verzeihung und dankte ihm für die erstattete Anzeige. Freund! Es war keine Komödie! Dieses Kind hatte nie vorher etwas Aehnliches gesehen.“

„Ich konnte wegen ihrer Menge vieles nicht dulden, was in einer kleinen Haushaltung geduldet werden kann;

aber ich zeigte ihnen in jedem Falle den Unterschied und berief mich auf sie selbst, ob dieses oder jenes unter solchen Umständen zu dulden wäre. Ich sprach das Wort Freiheit und Gleichheit nie unter ihnen aus, aber ich setzte sie in allem, was ihr Recht war, so ganz in Freiheit mit mir, daß ein täglich freieres und heitereres Athmen einen Blick und Augen erzeugte, die, nach meiner Erfahrung, nur bei einer sehr liberalen Erziehung sich also erzeugen. Aber ich wollte diese blitzenden Augen nicht täuschen; darum suchte ich jene Kraft der Selbständigkeit in den Kindern zu erzielen, ohne welche die Engelsaugen sich oft in Krötenhöhlen verwandeln. Wir waren diese Engelsaugen hoher Lebensgenuß. Auch duldete ich keine gerunzelte Stirne, ich rief sie ihnen selber glatt; dann lächelten sie, und scheuten sich unter einander selber, Runzeln zu haben."

„Lebhafte Bilder von dem Zustande, in den sie später kommen werden, große, vielumfassende Begriffe sind für die erste Entwicklung weiser Gesinnung und standhafter Entschlossenheit wesentlich und unersehblich. So machte es stets tiefen Eindruck, wenn ich sagte: lernst du jetzt nichts, dann kannst du später nichts verdienen; durch eigene Schuld wirst du im Alter ohne Nothpfennig sein, deinen Kindern oder fremden Leuten zur Last fallen. Und kennst du etwas Größeres und Schöneres, als den Armen zu rathen, den Leidenden zu helfen? Aber wie kannst du das, wenn du selbst nichts verstehst?"

„Die Ungleichheit der Kinder, die für gewöhnliche Lehrer die größte Verlegenheit gewesen sein würde, erleichterte die Erreichung meines Zweckes. Dieser war, die Vereinfachung des Unterrichts so weit zu treiben, daß jeder gemeine Mensch leicht seine eigenen Kinder zu lehren vermöchte. Meine ganze Anstalt war von einer so kunstlosen Einfachheit, daß ich keinen Lehrer gefunden hätte, dem solcher Unterricht nicht zu schlecht gewesen wäre. Dafür fand ich sehr bald Gehilfen an den älteren unter meinen Kindern; denn

ältere Geschwister fühlen sich froh und groß, wenn sie an den jüngeren Mutterstelle vertreten und ihnen zeigen können, was sie gelernt haben. Zudem überzeugte ich mich mehr als je: sobald die Lehranstalten mit Arbeitsanstalten verbunden werden, so wird die Erfahrung lehren: einerseits daß das Erlernen der bisher üblichen Wissensmenge nicht den zehnten Theil der Zeit und Kraft erfordert, die gewöhnlich darauf verwendet wird, andererseits, daß der Unterricht in jeder Beziehung mit den Verhältnissen und Bedürfnissen des gemeinen Volkes in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Bei den gewöhnlichen Schuleinrichtungen wird das Kind zu lange Zeit jenen Arbeiten entzogen, die es als Gehilfe der Eltern zu leisten hat, und wohl auch durch einseitige Beschäftigung mit den Büchern überhaupt ungeschickt zu körperlichen Arbeiten.“

„Du sahst, Freund, die Leichtsinnigsten in Thränen zerfließen, sahst die innerliche Erhebung der Verständigen! Aber träume Dir noch kein vollendetes Werk! Augenblicke der höchsten Erhebung wechselten mit Stunden des Verdrusses und der Sorge. Und du kennst mich, wenn Bosheit und Hohn mich umlauern! Das Lästigste war: Menschen, die einen Augenblick in das Unermeßliche meiner Last hineinguckten, und hie und da etwas sahen, das sie in ihrer Stube oder Küche ordentlicher hatten, oder das nicht so war, wie in einer mit 10000 Thalern fundirten Anstalt, die maßten sich an, mir zu rathen, und wenn ich ihren Leisten für meinen Stiefel nicht passend fand, dann gingen sie hin und flüsteren einander zu: „Mit dem Menschen ist nichts anzufangen, er hat einen Sparren!“

Und das Schrecklichste: als die Frucht seiner Mühen zu reifen begonnen, Juni 1799, da kamen die von den Oesterreichern bedrängten Franzosen und wandelten das Kloster in ein Militärspital um; die Anstalt ward aufgelöst. In sie hinein haben wir den Leser zuerst geführt, weil er hier gleich den echten, wahren Pestalozzi ganz

kennen lernt. In jenen späteren Stellungen, die ihm Belohnung brachten, verschwand er nur zu oft hinter Gehilfen, Jüngern, Freunden, Berathern, die sein wahres Wesen nicht recht zum Durchbruch kommen ließen.

Heinrich Pestalozzi, am 12. Januar 1746 als Sohn eines unbemittelten Arztes zu Zürich geboren, verlor im 6. Lebensjahre seinen Vater, und wuchs unter der Leitung seiner durch Armuth eingeengten Mutter, einer geb. Holze, als ängstlich bewachte Stubenpflanze auf. Abgesperrt von der Außenwelt, die er nicht kennen lernte, aber durch Rousseau's Schriften in die Gedankenkreise der Weltverbesserer eingeführt, mußten ein warmes Herz und eine rege Phantasie ihn zum unpraktischen Träumer machen. Heiri Wunderlich nannten ihn seine Mitschüler, die ihn aber doch seiner einfältigen Gutmüthigkeit und grenzenlosen Dienstwilligkeit wegen liebten. Früh schon erglühete sein Herz, fürs Volk. Als dessen Vertreterin erschien ihm sein Bäbeli, die Dienstmagd seiner Mutter, die, ohne alle Schulbildung, aber unschuldig, verständig und stark durch einfältigen Glauben, sich in schlichter Seelengröße für die Pestalozzische Familie ganz und gar aufopferte. Sodann lernte er im Hause des Großvaters, eines Landpfarrers, bei dem er die Ferien zuzubringen pflegte, das treue Walten eines gewissenhaften Seelsorgers in der Gemeinde, und hiedurch die Gemeinde selbst kennen. Er empfand die Kümmernisse des wackeren Pfarrers lebhaft mit. Mit wehmuthsvoller Freude schaute er die blühenden Wangen der Dorfjugend, und sah dann mit tiefem Gram, wie die Jünglinge und Mädchen bleichwangig zurückkehrten aus der städtischen Fabrik. Grimmer Haß gegen die Patricier, die er für Unterdrücker des Volkes ansah, erfaßte ihn; dieses Feuer brannte in ihm neben dem Feuer der Liebe bis ins Greisenalter hinein. Unablässig sann er auf Mittel der Befreiung und er hätte, wie er selbst gestand, als Jüngling leicht zum Mörder derer werden können, die ihm als Despoten erschienen.

Ueberall, wo Unrecht geschah, trat er ihm kühn und offen entgegen; ja er verband sich mit Lavater, Füssli und anderen Jünglingen zu einem Tugendbunde, der es sich zur Aufgabe machte, die Ungerechtigkeiten hochgestellter Männer aufzudecken.

Nachdem Pestalozzi — er hatte den Beruf des lieben Großvaters erwählt — in seiner ersten Predigt stecken geblieben war, wandte er sich eine Zeitlang der Rechtswissenschaft zu, bis ihm ein Freund klar machte, daß er seiner rücksichtslosen Volksfreundlichkeit wegen keine Aussicht im Staatsdienste habe. In den Mußestunden nach einer schweren Krankheit ging ihm sein Beruf auf: „Ich will Schulmeister werden!“ rief er. Aber nicht ein in schulmeisterlichen Vorurtheilen und Gewohnheiten befangener, sondern ein Volksbildner, der das Volk durch Bildung aus seinem Elend erlöst. Dazu gehörte vor allem, daß er den Hauptberuf des Schweizervolkes genau kennen lernte; drum wollte er zuvörderst Landwirth werden. Mit dem Gelde eines vertrauenden Freundes erwarb er 100 Morgen Wildland, baute ein Landhaus und legte Krappppflanzungen an, die damals als gewinnbringend galten. Auf diesem seinem Neuhof, wie er ihn nannte, errichtete er 1775 eine Anstalt für verwaiste und verwahrloste Kinder, die er nach den oben entwickelten Grundsätzen leitete: im Sommer wurden die Kinder auf dem Felde, im Winter mit Spinnen beschäftigt; nach der Feld- und bei der Stubenarbeit unterrichtete er sie. Die meisten Schwierigkeiten bereiteten, wie später in Stanz, die Eltern der nicht verwaisten unter den Kindern. Sonntags kamen sie, stifteten Anfriede, holten ihre Kinder heim, die Anstalt wurde ein Taubenhaus; viele gaben ihre Kinder nur zum Scheine hinein, um sie reinigen und neu bekleiden zu lassen und dann wieder zu holen. Pestalozzi ward verschrien, verleumdet, verspottet. Seine „unübertreffliche Regierungsunfähigkeit“, wie er es selbst nannte, führte den Bankerott herbei, obwohl seine wackere Gattin (eine Tochter des an-

gesehenen Kaufmanns Schultheß in Zürich), die treue und verständnißvolle Genossin seiner Bestrebungen und Kämpfe, ihr ganzes Vermögen geopfert hatte. Nach fünfjährigem Bestehen, 1780, löste die Anstalt sich auf, und Pestalozzi stand so bettelarm da, daß man auf dem Neuhof manchmal nicht satt zu essen hatte. „Du Armseliger,“ höhnten die Leute, „unfähiger als der geringste Tagelöhner, kannst Du Dir selbst nicht helfen, und willst Andern helfen!“

Aus solcher Noth riß ihn Fselin, der Herausgeber der „Ephemeriden“ in Basel; er verschaffte ihm einen Verleger für „Lienhard und Gertrud.“ Darin wird das Elend einer durch den gewissenlosen Bogt herunter gebrachten Dorfgemeinde geschildert, und die erlösende Wirksamkeit einer wackern Arbeiterfrau, die den Muth hat, den Bogt zu entlarven, und den Gutsherrn („Landesvater“ wird er in der Erzählung genannt) zur Rettung seiner Gutsangehörigen zu bewegen. Ein wahres Volksbuch! das Volk selber redet, klagt und jauchzt darin. Ich habe mich wohl gehütet, sagt Pestalozzi in der Vorrede, von dem Meinigen hinzuzuthun; nur was ich gehört und gesehen habe im Volke, was es selber empfindet, urtheilt, glaubt, redet, versucht, nur das habe ich aufgeschrieben! Pestalozzi war kein Büchermensch, kein Gelehrter; Lavater meinte deshalb, das Manuscript müßte von einem Sachverständigen überarbeitet werden. Ein Student erhielt den Auftrag. Wie erstaunte Pestalozzi, als er das Heft zurückbekam! Seine Bauern und Tagelöhner sprachen wie Professoren! Er warf die Umarbeitung weg und gab das unveränderte Manuscript in Druck. Das Buch that mächtige Wirkung. Allerlei Abhandlungen pädagogischen und sonst gemeinnützigen Inhalts folgten.

Schon vorher hatte er in den „Ephemeriden“ Aphorismen veröffentlicht unter dem Titel: „Abendstunden eines Einsiedlers.“ Beim Lesen blickt man in sein Herz, und durch dieses volle, reine, wahre Herz hindurch in die Wahrheit der Dinge. „Hirten und Lehrer der Völker,“ so hebt der

Einsiedler an, „kennt ihr den Menschen, ist's euch Gewissenssache, seine Natur und Bestimmung zu erkennen? Die Natur aller Menschen ist dieselbe; jeder Standesbildung muß allgemeine Menschenbildung zur Grundlage dienen. Die Geisteskraft der Kinder darf nicht in ferne Weiten gedrängt werden, ehe sie durch Uebung im Nahen Stärke erlangt hat. Der Kreis des Wissens beginnt mit der nächsten Umgebung des Menschen und dehnt sich von da concentrisch aus. Dem Wortlehren, der Rederei, müssen Realkenntnisse vorangehen. Da die Bildung für die nächsten Verhältnisse der Bildung für entferntere vorausgeht, so muß die Bildung zur Familientugend der Bildung für Bürgertugend vorausgehen. Aber näher als Vater und Mutter ist Gott. Glaube an Gott ist der Kinderfium des Menschen gegen den Vatersfium Gottes. Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menschheit diesen Kinderfium wiedergegeben, ist der Erlöser der Welt. Seine Lehre ist reine Gerechtigkeit, bildende Volksphilosophie, Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geschlecht der Kinder.“

In Sorge um das tägliche Brot und mit Schriftstellerrei, verachtet von den Menschen, verbrachte er die Jahre von 1781 bis 1798. Aber „mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig nach dem Ziele zu streben, die Quelle des Elends zu verstopfen.“ Die französischen Machthaber, denen das Schweizerland zur Beute fiel, waren erleuchtet genug, seine Bedeutung zu erkennen, und schickten ihn mit ihrem Regierungscommissär Bshocke nach Stanz, wo er sein oben geschildertes Heldenjahr erlebte. Als er von da fort mußte, stellte er zuerst in Gurnigelbad (westlich von Thun) seine erschöpften Kräfte wieder her und ging dann nach Burgdorf (nordöstlich von Bern). Hier ward ihm die Unterlehrerstelle in einer Winkelschule zu Theil. Man kann sich denken, wie es dem Manne, der nicht einmal gewandt rechnen und weder schön noch orthographisch schreiben

konnte, in einer Umgebung erging, die sein Genie nicht verstand und dessen Entfaltung nicht gestattete! „In jeder Lehrerprüfung wäre er durchgefallen!“ sagte später sein Schüler Krüsi von ihm. Dazu sein vernachlässigtes Aeußere! So sehr lebte er in seinen Ideen, daß er auf die Kleidung nicht achtete, in Gang und Haltung sich ganz vergaß! In Solothurn wurde er einmal als Bagabund aufgegriffen. „Führt mich zu Lütthi!“ forderte er. Nach längerem Widerstreben that es der Büttel, und war nicht wenig überrascht zu sehen, wie Lütthi, ein Mitglied der Regierung, den Bagabunden umarmte; dieser schenkte dem erschrockenen Diener der öffentlichen Ordnung einen Thaler. So besaß und that Pestalozzi nichts, was ihm die Meinung der Menschen hätte gewinnen können. Aber bei der nächsten Schulprüfung setzten die Leistungen seiner Zöglinge die Regierungscommissarien in Staunen. An dem wackern Krüsi aus Gais (Appenzell), der sich ohne ordentliche Vorbildung aus einem armen Dorfburschen zum tüchtigen Lehrer emporgearbeitet hatte, fand er einen Gehilfen, mit dem er im leerstehenden Burgdorfer Schlosse eine eigene Lehranstalt gründete. Andere tüchtige Männer gesellten sich hinzu, namentlich der Theologe Niederer, der seine gute Pfarrei aufgab, um sich der Schulreform zu widmen, und der naturwüchsig-e Tirolerbub Josef Schmid, der später Pestalozzi's rechte Hand wurde. Eines Tages lag der unermüdbliche Meister, von heftigen Gliederschmerzen geplagt, im Bett. Da kam der französische Gesandte von Bern herüber, die Anstalt zu sehen. Unter Ach und Weh richtete sich Pestalozzi auf, ließ sich ankleiden und schleppete sich, von Krüsi unterstützt, in die Schule. Dort vergaß er seine Schmerzen, sprach voll Feuer und Leben, eilte von Stube zu Stube und — weg war die Krankheit, bis auf die letzte Spur. Als bald darauf die Regierung das Schloß für andere Zwecke brauchte, siedelte die Anstalt nach Münchenbuchsee, und endlich, 1805, nach Yverdon (Yfferten) am Neuenburger See über.

Von hier ging Pestalozzi's Ruhm in alle Laende aus, Yfferten war 20 Jahre lang der Wallfahrtsort, wohin edle Menschenfreunde pilgerten, um begeisterte Liebe zu den Kleinen und gesündere Ansichten über Unterricht und Erziehung mit nach Hause zu nehmen. Nicht eben zum Vortheil der Anstalt gingen Besucher ein und aus, störten und unterbrachen tagtäglich den Unterricht. Es versteht sich von selbst, daß auch die vielgereiste Frau von Staël von ihrem Schlosse in Coppet einmal herüberkam. Nichts setzte die Französin mehr in Staunen, als daß in der Anstalt weder Strafen noch Belohnungen angewendet wurden; auf die Antriebe der Furcht wie des Ehrgeizes verzichtete man; keines von beiden ward vermißt. Von Yfferten ging jene auf Anschauung gegründete Methode aus, nach der heute bei allen Culturvölkern unterrichtet wird. Nach Pestalozzi's Grundsätzen wurden nicht allein viele Schweizer Schulen eingerichtet, sondern auch die Schulen in Frankfurt a. M., das Waisenhaus zu Stuttgart, das Militärinstitut zu Madrid, Lehranstalten in Paris, Neapel und St. Petersburg. Vor allem richtete Preußen in den schweren Jahren 1806—1814 seine Blicke nach Yfferten und ließ durch dort gebildete Männer seine neu gegründeten Schullehrerseminare leiten, um durch Erneuerung und Hebung der geistigen Volkskraft den zertrümmerten Staat wieder aufzurichten. Als Pestalozzi im Januar 1814 ins Hauptquartier der Verbündeten nach Basel kam, um von Yverdon die aus der Belegung mit kranken Soldaten drohende Ansteckungsgefahr abzuwenden, ward er vom russischen Kaiser empfangen. In begeisterter Rede legte er diesem die Sorge für Volksbildung und die Aufhebung der Leibeigenschaft ans Herz, vergaß sich ganz, drängte den von Generälen umgebenen Monarchen bis an die Wand zurück und besann sich erst, als er schon im Begriff stand, ihn am Rockknopf zu fassen. Dem nun versuchten Handkuß kam der edle Alexander mit einer Umarmung zuvor und wendete fortan dem Institut von Yverdon seine werththätige Unterstützung zu.

Tragisches Schicksal! An dem Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit und an dem Zwist von Pestalozzi's Gehilfen mußte diese Anstalt zu Grunde gehen, von der die Großen wie die Weisen und Guten dieser Erde die Erneuerung des Menschengeschlechts erwarteten! Verweilen wir nicht bei diesem traurigen Schauspiele, sondern begnügen wir uns mit einem Blick auf die kurze Blüthe des Instituts, wo die Lehrer „im bacchantischen Taumel, in seliger Trunkenheit“ über ihren Zöglingen die ganze Welt vergaßen, und diese Zöglinge ein Paradies genossen. Völlig befriedigt durch eine Herz und Geist ausfüllende, der Natur jedes Einzelnen angemessene Thätigkeit — denn alles Unterrichten war nicht Eintrichtern, sondern Weckung und Leitung der eignen freudigen Thätigkeit des Schülers — umgeben von einer herrlichen äußeren Natur, deren Schönheit sie in allen Zügen genießen durften, bildeten diese Knaben mit ihren Lehrern die glücklichste Familie. Vernehmen wir einen der Zöglinge, L. Bulliemin.

„Wenn es begegnete, daß wir unsern Vater Pestalozzi einige Zeit nicht sahen, waren wir ganz betrübt, so herzlich liebten wir ihn; erschien er dann wieder, konnten wir die Augen nicht von ihm abwenden. Es waren unser 150—200 junge Leute von allen Nationen im Schlosse vereinigt. Abwechselnd erhielten wir Unterricht oder überließen uns fröhlichen Spielen. Kranke gab es unter uns nie. Wir gingen alle barhäuptig. Einmal an einem Wintertage, da die Brise, die so eifrig über Oberdon bläst, alles vor ihr fliehen machte, bedeckte mein Vater, der Mitleid mit mir hatte, meinen Kopf mit einem Hut. Unglückliche Kopfbedeckung! Meine Kameraden hatten sie kaum erblickt, als sie schriean: ein Hut! ein Hut! Eine Hand trieb denselben weit von meinem Kopf; hundert andere warfen ihn in die Luft, in den Hof, in die Gänge, in die Scheune, wo er, von einem letzten Stoß getrieben, durch eine Lücke in den Bach fiel. Ich habe ihn nie wieder-

gesehen; er schwamm dahin, dem See mein Mißgeschick zu erzählen."

Vielleicht das Wunderbarste an Pestalozzi ist die Demuth, mit der er in seinen „Lebensschicksalen“ und im „Schwanengesang“ bekennt, alle seine Mißerfolge selbst verschuldet zu haben. „Da steht,“ sagte der Erziehungs-  
rath Schwarz, „da steht der gefeierte Mann, der mit seiner Erziehungsidee seit beinahe einem Menschenalter ganz Europa unterhielt, und bekennt seine Schuld! Der Menschenfreund thut sich selbst Unrecht! In seinen Weheklagen ist noch Liebe zu den Menschen, nichts von Bitterkeit gegen die Welt.“ Nicht bloß unterhalten hat Pestalozzi Europa mit seinem Erziehungsideal, sondern durchdrungen. Mit keinem Geringeren als mit Christus pflegten verehrende Zeitgenossen ihn zu vergleichen. „Einen Mann, in dem der Geist des Erlösers so durch und durch in Gesinnung, Wort und That verherrlicht ist und in solcher Glorie sich darstellt, wie in Pestalozzi, habe ich noch nicht getroffen,“ sagt Lavater. Und Scheitlin: „Ich habe bis auf Christum, den allein Vollkommenen, und seine unmittelbaren Jünger herab Keinen kennen gelernt, der mir größer als Pestalozzi erschienen wäre.“ Auch darin bewahrheitete sich der Vergleich, daß sein Samenkörnlein sterben mußte, ehedenn es Frucht trug, die volle weltbeglückende Frucht.

Noch zwei Jahre überlebte Pestalozzi seine Anstalt. Er verbrachte sie in voller Rüstigkeit bei seinem Enkel auf dem Neuhof. Am 17. Februar 1827 schloß er die müden Augen, an sich selbst zwar verzweifelnd, aber unerschütterter im Glauben an seinen Gott und an die Zukunft seiner Idee. Drei Monate vor seinem Tode trat er zum letzten Male öffentlich auf; in der Culturgesellschaft zu Brugg las er — oft mit Thränen in den Augen — eine Abhandlung vor über die Erziehung der Kinder bis zum sechsten Jahre. Würdiger als mit einigen Sätzen aus diesem letzten Erguß

des großen edlen Herzens könnten wir unsre bescheidene Skizze nicht schließen.

„Das Kind muß zu einer wohlthuenenden Thätigkeit ange-regt werden. Statt es mißmuthig auf dem Arme herum-zuschleppen, spielt das ältere Geschwister, das man dazu angeleitet hat, mit dem jüngern; und die Geschwisterliebe, die sonst leicht durch ein solches Aufsichtsamt gestört wird, steigert sich vielmehr dadurch, daß beide sich vergnügen. Das Kind will nun selbst allerlei Gegenstände sich nahe bringen, selbst allerlei thun, die Fensterriegel öffnen, die Thürklinke niederdrücken, den Schemel wegstoßen; und die Veränderungen, die es durch eigene Kraft bewirken kann, machen ihm Freude. Auch das Gehör wird beschäftigt: es will selbst auf der Pfeife Töne hervorbringen u. s. w. Was meine Methode besonders nützen soll, ist, daß durch sie das gedankenlose Brüten, namentlich bei Bauerkindern, aufhören muß. „Hu! Hu! wie stöhsch wieder da, wie ne Gans! Was stiehrsch, du Dchs!“ fährt wohl der Bauer seine Kinder an, böse darüber, daß sie nicht gescheidter sind als er selbst. Aber wie lieblich, wenn der Bub oder das Maidli mit dem kleinen Geschwister spielt, sich mit ihm zu beschäftigen weiß, wann sie unter dem Brunnen sitzen, mit dem Schühli spielen oder mit dem Röckli, und beide unge-merkt ob diesem Spiel in ihrem wahren menschlichen Wesen sich fortbilden.“

Das sind ja für uns heutige längst Gemeinplätze! Aber damals waren sie es noch nicht! Fordert nicht die Dankbarkeit, des Mannes zu gedenken, der diesen Grund-sätzen in der Welt zuerst Geltung verschafft hat; der seit-dem den Kleinen so viel Leiden, den Eltern so viel Ber-druß erspart, beide so viel glücklicher macht?



## Einiges vom Durste.

Von E. da Silva.

Unter den Bedürfnissen, welche den Menschen regieren, nimmt der Durst eine sehr hervorragende Stellung ein. Ehe noch die „Herren der Schöpfung“ daran dachten, Blößen recht zu bedecken, fiel es ihnen bereits bei, sich in Bezug auf das Trinken günstiger zu stellen. Die Geschichte lehrt uns, daß bereits vor Jahrtausenden Völker existirten, die, obzwar ihnen eine anständige und vor allen Dingen genügende Kleidung unbekannt war, doch schon am Genuße des Wassers, an der Stillung des natürlichen, mit geringer Flüssigkeitszufuhr zu beseitigenden Durstes keine Befriedigung fanden und in gegohrenen Getränken Abhilfe suchten. Waren dieselben auch anfänglich überaus einfach, so entsprachen sie doch immerhin dem Verlangen ihrer Erfinder: sie machten den Körper für größere Flüssigkeitsmengen aufnahmefähig, sie entfachten ein weit erheblicheres, dem Gaumen wohlthuendes Trinkbedürfniß. Und nicht bloß in alten Zeiten war das so, nein selbst in der Gegenwart vermögen wir zu beobachten, daß es auch den einfachsten nacktesten Wilden nicht bloß nach Wasser, sondern auch nach schwächeren, oder sagen wir richtiger schärferen Dingen gelüftet. Der Gaumen will auch beim Naturkinde gekitzelt sein und so sucht man denn auf alle nur mögliche Weise Anreize für denselben. Der krausköpfige Mittelafrikaner, der seine schwarze Haut gar zu gern blank und frei zur Schau zu tragen liebt, schwelgt mit unsäglichem Wohlbehagen im „Palmenwein“, den er sich kunstlos bereitet und der sein Durstgefühl auf eine wesentlich höhere Stufe gebracht hat; der stolze, sonst so genügsame Kaffer verzichtet eher einmal auf Fleisch als auf sein kräftiges, das Trinkvermögen hebendes Bier, und

der armselige Bewohner der mittelasiatischen Steppen bringt zur Hebung seines Durstes, zur Erquickung seines Leibes die Milch seiner Hausthiere, seiner Pferde selbst zum Gähren.

Und auch ehe noch die Menschen daran dachten, ihre Speisen zu verbessern, sorgten sie sich bereits um anständige Getränke. Die alten Egypter, deren Nahrung nicht gerade gar zu üppig und wohlschmeckend war, kannten doch schon diverse gute Flüssigkeiten, „welche der Kehle eine Lust sind“; sie tranken, wie auch bildlich dargestellt ward, in herzhaften Zügen, und ihrem „Gotte“ Osiris, der der Vertreter der Fruchtbarkeit war und zugleich den Beherrscher und Richter der Unterwelt darstellte, wird sogar die Erfindung des Bieres zugeschrieben. Nun und in den Tagen der „Sintflut“, wo man doch auch keine gar zu gewählte Speisefarte kannte, gab's doch schon recht tüchtige Becher und Noah, der zweite Stammvater des Menschengeschlechtes, der den ersten Weinstock pflanzte, soll selbst einen nicht üblen Durst bejessen und sich auf die Bereitung eines guten Weines verstanden haben. Mag das nun Sage sein oder nicht, jedenfalls liegen in anderer Richtung genugsam Beweise vor, daß der Durst ein Gefühl ist, vor dem in unseren wie in früheren Zeiten schon viele andere Bedürfnisse und Neigungen zurücktreten mußten.

Die Spanier und Italiener genießen zumeist eine erbärmliche Kost, aber — herrliche Flüssigkeiten. Die Südslaven leben überaus ärmlich, essen erschrecklich dürftig, allein — sie trinken vorzügliche Getränke: schmachhafte Weine, feurige Schnäpse.

Den Menschen beherrscht ein unausrottbares Verlangen nach Flüssigkeiten, die nicht direct zum Lebensunterhalt nothwendig sind, deren Aufnahme ihm jedoch Genuß bereitet. Selbst dem Kinde wohnt dieses Streben bereits inne. Man beobachte, mit welchem Wohlbehagen manch' bairischer Bub' den Maßkrug ansetzt! Und mehr noch — schon am Säuglinge zeigt sich zuweilen ein Zug nach etwas anderem

als Milch und Wasser, schon im zartesten Kindesalter lassen sich Spuren eines künstlichen Durstes erkennen, womit freilich durchaus nicht gesagt sein soll, daß das gesundheitlich vortheilhaft sei. Im Gegentheil, manch' junges Wesen ward bereits durch eine thörichte Bier- und Alkoholpöppelei unter die Erde gebracht! Allein das Alles erweist doch einen unserem Geschlechte innewohnenden Drang nach einer größeren Flüssigkeitszufuhr, als der Körper eigentlich braucht. Auch die Thiere sind der Erhöhung ihres Durstgefühls und Trinkvermögens nicht immer abgeneigt. Es gibt z. B. Pferde und Hunde, welche sehr gern Bier trinken, und ich selbst besitze eine Dogge, die, nachdem sie mehrfach von diesem Getränk gekostet, die Annahme des Wassers verweigerte und Bier begehrte. Erst die Peitsche brachte sie wieder zur Genügsamkeit zurück, indessen schleckt sie sich heute noch zuweilen in süßer Erinnerung die Schnauze, wenn sie ein Glas schäumenden Biers erblickt. Vorkommnisse solcher Art sind — das betone ich ganz besonders — durchaus keine Seltenheiten.

Mit der zunehmenden Lebensverfeinerung, mit dem Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntniß und Erforschung aller Dinge ging auch eine Erhöhung des Durstes, eine bessere Befriedigung dieser ausgezeichneten Eigenschaft Hand in Hand. Die Philosophen der Entschagung, welche das Dasein mit den einfachsten Mitteln und in den einfachsten Grenzen als das glücklichste preisen, sind darüber recht böse geworden und haben arg lamentirt, weil sie die guten Seiten des qualitativ und quantitativ gestiegenen Durstes nicht verstehen mochten und nur Uebles in der Trinklust sehen.

Genug, daß Angriffe gegen den künstlichen Durst zu allen Zeiten mit großer Hefigkeit erfolgten und — Summa Summarum nichts, gar nichts erzielten. Die Menschheit trinkt nach wie vor ihr Bier, ihren Wein, ihre Schnäpse und Liqueure und ist noch immer nicht untergegangen, was man ihr aber doch schon vor Jahrhunderten „um ihrer Trinklust willen“ prophezeite.

Das natürliche Bedürfniß Durst hat, wie schon zu anfangs bemerkt, nur eine relativ kurze Zeitspanne im Menschen die Alleinherrschaft geführt: gar zu bald kam die Kunst dazu. Im Paradiese lernte man ordentlichen Durst nicht kennen, dieweil man dort noch von Früchten lebte und diese dem Organismus das nöthige Wasser zuführten. Bei ruhigem, mühelosem Dahinleben ist das Flüssigkeitsbedürfniß unserer Körpermaschine ohnehin ein sehr geringes. Kommt nun zu dem Dasein ohne Arbeit und Aufregung, ohne Reiz und Antrieb noch eine wässerige Kost wie die damalige vegetarische, so ist das Durstgefühl geradezu gleich Null. Die Wasserverluste, welche der Körper unter dem Einflusse der Sonne und behufs Deckung der allernöthigsten Flüssigkeitsbedürfnisse der inneren Organe erleidet, werden durch pflanzliche Speisen und zumal Obst leicht ersetzt, so daß sich ein Verlangen nach directer Flüssigkeitszufuhr kaum noch bemerkbar macht. Mindestens ist der Durst bei derart einfachem Lebenswandel ein gar geringer und ein solcher vermochte eben den Menschen nicht lange zu genügen, daher sie denn zum künstlichen Durst ihre Zuflucht nahmen.

Köstlich ist die Art und Weise, wie der französische Feinschmecker Brillat-Savarin über die Verschiedenheiten des Durstgefühls philosophirt. Jener Lebemann kennt das Gefühl in drei Abstufungen, als stilles oder gewöhnliches, als künstliches und als brennendes. Er sagt: „Der stille oder gewöhnliche Durst besteht in jenem unmerklichen Verlangen, das Flüssigkeits-Gleichgewicht herzustellen, da jeder Athemzug eine Quantität Feuchtigkeit entführt, dieser Durst ladet ohne Schmerzgefühl ein, beim Essen zu trinken, und ihm verdanken wir es, daß wir beinahe zu jeder Zeit zu trinken vermögen. Dieser Durst begleitet uns überall und macht in gewisser Hinsicht einen Theil unseres Wesens aus. Der künstliche Durst ist dem Menschen eigenthümlich und entstammt jenem angeborenen Instinct, der uns in den Getränken eine Kraft suchen läßt, welche die Natur nicht hin-

ingelegt hat und die nur durch die Gährung erzeugt wird. Dieser Durst ist eher ein künstlicher Genuß als ein natürliches Bedürfniß und in Wahrheit unauslöschlich, weil die Getränke, mit denen man ihn zu stillen sucht, ihn unfehlbar stets von Neuem erzeugen. Zudem er schließlich zur Gewohnheit wird, bildet er die Trunkenbolde aller Länder, und bei diesen nimmt beinahe immer das Trinken erst dann ein Ende, wenn entweder das Getränk fehlt, oder wenn dieses den Trinker besiegt und unter den Tisch gestreckt hat. Wunderbar ist es, daß derjenige, welcher seinen Durst mit reinem Wasser — das dessen natürliche Gegengabe zu bilden scheint — stillt, nie einen Schluck über das Bedürfniß trinkt.

Der brennende Durst entsteht durch die Steigerung des Bedürfnisses und durch die Unmöglichkeit, den stillen Durst zu löschen. Man nennt ihn brennend, weil er von einem brennenden Gefühle auf der Zunge, Trockenheit des Gaumens und verzehrender Gluth im ganzen Körper begleitet ist.“

Soweit Brillat-Savarin.

Der stille oder gewöhnliche Durst ist, wie jener Fran- zose sagt, in gewisser Hinsicht ein Theil unseres Wesens und mithin überall anzutreffen, wo es Menschen gibt, indessen wird er vom künstlichen Durst meist übertrumpft. Die Qualen des brennenden Durstes, der keine Befriedigung zu finden vermag, sind Gott sei Dank sehr selten. Man trifft sie bei Kranken an, bei jenen Unglücklichen, welche von der Zuckerharnruhr befallen sind. Dann besonders bei Wüstenbewohnern. Auch die Afrika-Reisenden können von der Höllepein eines nicht zu befriedigenden, auf das Aeußerste gestiegenen Trunkbedürfnisses ein Lied singen.

Ohne künstlichen Durst hätten wir auch keinen Rausch und — seien wir nicht undankbar — wenn uns der auch manches Böse bringt, wie viele Freuden hat er doch auch im Gefolge? Man schimpft immer auf unsern Durst und die Schäden, welche die heutige große Trinklust nach sich zieht,

indefß die Menschen früherer Jahrhunderte tranken durchaus nicht weniger, nur arbeiteten sie körperlich reger, wodurch sie das Getrunkene leichter ausschieden und den Mißhelligkeiten einer übergroßen Flüssigkeitszufuhr bequem aus dem Wege gingen. Wir aber, wir leiden an übertriebener Stubenhockerei, an ungebührlicher Muskelunthätigkeit. Man wirft dermalen eine ganze Menge von Krankheitszuständen als Folgen übertriebenen Trinkens auf und in unzähligen Schriften und Reden wird der in unseren Tagen so schwere Opfer heischende Alkoholismus bekämpft. Nun wohl, die nachtheiligen Einflüsse sind vorhanden, allein sie hängen eben von dem ab, worauf vorhin hingewiesen wurde: von mangelhafter Körperbethätigung. Schließlich könnte man ja sonst auch die modernen Verdauungsbeschwerden, Magen- und Darmleiden einer unvernünftigen Speisefzufuhr in die Schuhe schieben, während doch unsere Vorfahren noch ganz andere Stücke Braten zu essen, weit mehr Nährmateriale zu sich zu nehmen vermochten, ohne jene Plagen zu kennen, die heute mit mangelhafter Verarbeitung der dem Körper zugeführten Dinge zusammenhängen. Bewegung, richtige Thätigkeit, das ist es, was den meisten Menschen der jetzigen Lebensperiode fehlt und daraus resultiren dann all' die gesundheitlichen Schädigungen, über die man neuerdings solch' ein Lamento macht.

Der große Durst ist nun einmal da und er kann nicht mit schönen Redensarten aus der Welt geschafft werden. Man trage nur Sorge dafür, daß er uns nicht gar zu schädlich werde. Es gibt Dinge, die uns ebenfalls Schäden bringen und doch nicht gemieden werden: so das Rauchen und diverse Modetrachten. Letztere haben gewiß schon mehr Menschen materiell und physisch ruiniert als das Trinken und dennoch sind sie nicht abzuschaffen. Uebrigens, was will man! Die Einrichtungen unserer Körperwerkstätte sind derart vorzüglich, daß man ihr oft noch weit mehr Flüssigkeiten zuführen könnte, sie vermöchte dieselben auch zu verarbeiten, falls ihr nur die nöthige Hilfe von Seite der Muskeln ge-

leistet würde. Der menschliche Organismus befördert zuweilen ungeheure Wassermengen, er schafft sie durch die Zungen hinaus — wovon man sich durch das Anhauchen eines Glases überzeugen kann, — durch die Haut, die sich oft recht feucht anfühlt und durch die Nieren, welche tagaus tagein ein erhebliches Quantum Flüssigkeiten in die Blase befördern. Unser Körper gebraucht diese Wassermengen und er nimmt sie rein oder in Mischung (in Speisen, die ja schier alle Wasser enthalten, ferner in Wein, in Bier, in Schnaps u. dgl.) auf. Er ist sogar meist mit den in Speise und Trank ihm zugeführten Wassermengen noch nicht einmal zufrieden und saugt weitere Portionen mittelst der in dieser Beziehung vorzüglich wirkenden Haut aus der Luft auf.

Der Körper verliert nicht bloß beständig Wasser als Flüssigkeit (so im Harn und in den Darm-Ausscheidungen), sondern er verdunstet auch ein erhebliches Theil wie schon gesagt auf der Haut und der Zungenoberfläche. Es ist unserer Maschine eine Menge Wasser nöthig, um dieselbe im Betrieb zu erhalten. Man vergleicht den menschlichen Organismus nun einmal gerne mit einer Dampfmaschine und dazu liegen mancherlei Veranlassungen vor. Was setzt z. B. eine Locomotive in Bewegung? Die glühenden Kohlen, welche mit ihrer Hitze das Wasser, das der Feuermann in den Leib des Dampfkessels einführt, in Dampf verwandeln. Der Dampf treibt den Kolben und dieser treibt die Maschine vorwärts. Im gleichen Maße, als die Maschine arbeiten soll, müssen auch Kohlen und Wasser zugeführt werden, ohne welche der eiserne Koloß gänzlich unbrauchbar ist. Mit unserem Körper ist's das Gleiche. Wir verbrennen da auch viel Materiale, aber keine simplen Kohlen, sondern etwas ganz Besonderes: schönes, rothes Blut. Das ist unser Heizstoff und wir verbrauchen ihn in großen Partien. Und das Herz ist jener Kolben, der unsere Maschine vorstößt, der uns im Gange erhält.

Ja wir verbrennen in unserem Organismus eine Menge

Dinge, wir verbrennen nasses, wässriges Blut. Bei diesem Brennproceß entwickelt sich zwar keine Flamme, aber doch ungeheuer viel Wärme. Wenn wir gut essen und trinken, fühlen wir, wie die Organe nach und nach thätig werden, und in allen Theilen des Körpers verbreitet sich eine angenehme Wärme. Setzen wir jedoch die Zufuhr der nöthigen Nahrung aus, so wird die Maschine sehr schnell träge, matt und kalt. Zwar flackert zuweilen noch irgendwo eine Glut auf, aber sie kündigt nur an, daß die verschiedenen — wenn ich so sagen darf — „Defen“ in unserem Körper die letzten Reste von Heizstoff zusammensuchen und aufzehren.

Unser Heizstoff „Blut“ versorgt alle Theile der Maschine, vom Kopf bis zu den Zehen hinab. Überall, wo er passirt, läßt er Wärme zurück und demnach hält sich das Blut im Allgemeinen, solange wir uns gesund befinden, auf einem bestimmten Wärmestandpunkt, nämlich 30° Réaumur. Es verliert seine etwaige übermäßige Gluth zum Theil auch dadurch, daß es flüssige Ausdünstungen (bei der Haut) in Dampf verwandelt, und es braucht, da es sehr schnell erhebliche Wärmemengen von sich gibt, von Zeit zu Zeit Ersatz. Zur Beschaffung dieses Ersatzes regt uns das Gefühl des Hungers und des Durstes an. Die eine Begierde schreit nach „Kohlen“ für die Körpermaschine, nach der compacten, Kraft bietenden Nahrung und die andere lärmt nach Wasser für die menschliche Locomotive. Das letztere Gefühl ist gemeiniglich qualvoller als das erstere. Oft genug hat es sich erwiesen, daß man leichter hungern als dürsten kann. Der berühmte Professor Johannes Ranker machte einmal im Interesse der Wissenschaft an seinem eigenen Körper einen Hungerversuch und constatirte am zweiten Hungertage einen Verlust an festen Stoffen von zusammen 256,5 Gramm, hingegen einen Gesamtkörpergewichtsverlust von 1130 Gramm, die Differenz 873,5 Gramme entfiel allein auf das Wasser. Dieser Versuch gibt deutlich zu erkennen, daß die große Gewichtseinbuße,

welche dem menschlichen Körper durch völlige Nahrungsentziehung auferlegt wird, der Hauptmasse nach Wasserverlust ist. Wäre das Wasser wieder ersetzt worden, so hätte der Körper, welcher durch Nahrungs- und Wasserenthaltung 2 $\frac{1}{4}$  Pfd. verloren hat, nur ein halbes Pfund abgenommen, ein Gewicht, das sich zu einem Drittel auf Körpereiweiß, zu zwei Drittel auf Körperfett bezieht. Wir haben da eine Erklärung, warum Hunger bei Wassergewährung so viel länger ertragen werden kann. Unser Körper braucht vor Allem Wasser, er hat zunächst Durst und dann erst Hunger. Hungern ist eine traurige Sache, jedoch Dursten ist noch viel trauriger.

Das Durstgefühl kann in der That qualvolle Zustände hervorrufen. Die Geschichte beginnt nicht gleich mit schwerem Geschütz, aber dennoch entbehrt sie jenes allmählichen, Anfangs gar nicht unangenehmen Ueberganges, der beim Hungergefühl bemerkbar wird. Derjenige, welcher auf irgend eine solide Nahrung Appetit bekommt, empfindet zuweilen einen ganz angenehmen Kitzel, den erst der regelrechte Hunger beseitigt. Der Durstige aber lamentirt gleich von vorn herein, es packt ihn ein leichtes Unwohlsein, er wird gereizt und — diese gereizte Stimmung wird natürlich schlimmer, wenn keine Aussicht auf sofortige Löschung des Brandes ist. Desgleichen steigert sich das Unwohlsein. Das Durstgefühl kündigt sich am heftigsten zuerst dort an, wo es am schnellsten Befriedigung finden kann: im Munde. Wir bekommen, gemeinhin gesprochen, eine trockene Kehle. Die Schleimhaut des Mundes und des Rachens und mehr noch die Zungenwurzel und der Gaumen zeigen sich empört, daß man sie austrocknen ließ, sie künden uns das durch Brennen und Kratzen an. Jedermann vermag sich davon zu überzeugen, daß gerade diese Partien unsres Körpers am verwöhntesten, am leichtesten auszutrocknen, also am durstigsten sind. Wie erstaunlich schnell trocknet die Mundhöhle oft aus! Bei Manchem genügt ein Viertelstündchen Rauchen oder Sprechen

dazu. Die schnell eintretenden Durst-Empfindungen in diesen Regionen lassen erkennen, daß man hier starke Flüssigkeitszufuhren gewöhnt ist und daß man auch durch die Arbeit der Athmungsorgane und der Kauwerkzeuge viel Flüssigkeit verbraucht.

Das unangenehme, peinigende Durstgefühl wird böser, wenn neben dieser Ausdörrung der Mundpartien und zumal der Rachenschleimhaut auch von anderen Theilen des Körpers her bereits Wassernoth, Flüssigkeitsmangel verkündet wird.

Die durstigsten Arbeiter der menschlichen Werkstätte, die des Wassers am dringendsten benöthigenden Organe unseres Körpers haben nun bereits auf Kosten der anderen gezehrt und nun fangen auch diese an, sich zu beschweren und ein Verlangen nach Tränkung zu äußern. Auf ihre Weise natürlich, durch immer heftiger werdendes Brennen. Anfangs hatte es noch genügt, durch einfaches Befeuchten der Mundschleimhaut das locale Durstgefühl dort zu ertöden. Alle Liebesmüh' solcher Art ist aber nun vergebens, allgemeine, schwere Empfindungen, üblere Gefühle treten nun auf, eine matte heißere Sprache, heftiges Fieber, die Neigung zum Erbrechen, Schmerzen im Magen, Geiztheit in den Nerven und daraus sich ergebende Unruhe des ganzen Menschen, schließlich auch Husten, Stechen in der Lunge. Erhält jetzt der Körper immer noch keine Flüssigkeiten zugeführt, so erfolgt unter schrecklichen Martern, unter unbeschreiblich quälenden Erscheinungen der Tod. Viele verlieren durch langes Dursten ihren Verstand, wie denn überhaupt Irrededen sich sehr leicht bei Leuten, deren Körper nicht genügend mit Flüssigkeiten versehen ist, einstellt.

Die Frage, wieviel der Mensch ohne Schaden für seine Gesundheit trinken dürfe, läßt sich nicht kurzer Hand beantworten. Dem Einen gebührt mehr und dem Andern weniger. Man muß eben in solchen Dingen Rücksicht auf die Lebensweise und Körperbeschaffenheit nehmen. Ein Brauknecht der Sedelmayer'schen Brauerei in München be-

kommt acht Liter Bier täglich frei, trinkt aber zur Sommerszeit oft das doppelte Quantum, ohne daß ihm Schaden daraus erwüchse. Der Mann hat einen entsprechend starken Körper und genügende Muskelbethätigung, um diese Flüssigkeitsmengen gefahrlos zu verarbeiten. Ein 'schmächtig' Schneiderlein oder ein tagaus tagein am Schreibtisch hockender Actenmensch könnten sich bei solchem Durst ruiniren. Wer viel trinkt und viel Körperbewegung hat, dem wird das starke Trinken nicht so leicht schaden, wer aber viel trinkt und wenig Bewegung hat, der kann und muß sich sogar mit der Zeit krank machen, denn eine andauernde übermäßige Wasserzufuhr bei mangelnder Thätigkeit des gesammten Körpers wirkt nur auf einzelne Ausscheidungsorgane belastend und erschläfft füglich dieselben. Uebrigens braucht man nicht gar zu ängstlich sein, wenn man auch als Stubenhocker ab und zu — was ja bei Kneipereien und Festlichkeiten zuweilen unvermeidlich ist — gar zu viel Bier oder Wein zu sich nimmt. Es gibt Leute, die, über die Maßen um ihres Leibes Wohl besorgt, dann gleich meinen, es könne daraus eine Wassersucht oder Verfettung entstehen. Die Organe seien ja doch durch eine übergroße Flüssigkeitszufuhr wasserreicher geworden. Allein solche Mengstigungen sind übertrieben, denn, das sei hier nochmals gesagt, unsere Körpermaschine besitzt derart prächtige Vorrichtungen, daß auch ein zeitweiliges Plus in den Getränken schadlos vertheilt werden kann. Man möge nur sorgen, daß die Last nicht blos auf die Nieren kommt, sondern auch auf die Haut, jenes ausgezeichnete Organ, das mit seinen hunderttausenden von Poren ganz erhebliche Wassermengen hinauszubefördern vermag und — in die, für solche Zwecke immer gut brauchbaren Därme. Wer seine Därme und seine Haut stets in Ordnung hält, bei dem zeigen sich schwerlich jemals erhebliche Schäden gelegentlicher starker Bier- und Weingelage.

Der Werth eines richtig befriedigten Durstes erhellt schon aus dem Umstande, daß das Wasser mehr als die

Hälfte des Gesamtgewichtes unsres Körpers, nämlich 59 % ausmacht. Die festen Stoffe sind also an uns in der Minderzahl. Am wasserreichsten ist das Blut, welches über 80 % Wasser aufnehmen kann. Die Knochen hingegen brauchen sehr wenig Flüssigkeit, während unser Muskelfleisch hinwiederum große Portionen davon, 75—76 % Wasser in sich birgt. Bei Kindern beträgt der Wassergehalt des Gesamtkörpers oft über 60 Procent, daher diese kleinen Wesen lange Zeit hindurch weit mehr Flüssigkeiten als feste Speisen begehren. Jünglinge trinken stark, weil sich in ihnen noch alles regt, weil sie im Entwicklungsproceß ihres Körpers noch mitten inne stehen und deshalb die Maschinerie viel Wasser braucht. Der ausgewachsene Mann hat entweder von vornherein ein hohes Trinkbedürfniß, weil ihm eine angespannte Thätigkeit obliegt und er füglich ebenfalls eine Menge Flüssigkeiten verbrauchen kann, oder — er schafft sich auf künstlichem Wege Durst, weil er einen Sorgenbrecher sucht. Wie groß ist wohl die Zahl jener Menschen, welche der Befriedigung des Durstes hunderte und tausende ihrer angenehmsten Stunden verdanken!

Denn das läßt sich nicht leugnen: Die Stillung des Durstes erquickt und erfreut uns viel mehr als diejenige des Hungers und sie läßt uns den Werth des gemeiniglich so wenig beachteten Wassers erst richtig erkennen. Aber das sage ich wohl auch, daß man durchaus nicht, wie die Feinde der gemischten Getränke behaupten, das reine Wasser zu genießen brauche, um gesund zu bleiben. Die Fanatiker des Wassers, welche sich einbildeten, daß sechs, acht Maß dieser herrlichen Gottesgabe, tagtäglich dem Körper zugeführt, dem letzteren unter allen Umständen eine Wohlthat seien, haben sich sehr geirrt. Magen- und Darmschwäche, ja selbst Herzbeschwerden waren gar häufig die Folge davon. Ein vegetarischer und also alkoholfreudlicher Schriftsteller sagt selbst: „Schneller und reichlicher Wassergenuß verursacht oft Herzklopfen!“

Alle Achtung vor dem Wasser — jeden Tag ein paar Gläschen davon wirken ausgezeichnet — aber nebenbei lebe auch der Alkohol! Man möge nur Maß in allen Dingen kennen und vorurtheilslos alles prüfen. Das Wasser erfrischt unsern Körper und spült ihn innerlich und äußerlich rein, es theiligt sich an der Ernährung desselben in vortrefflicher Weise, aber es kann im Uebermaß ebenso schädlich werden als jedes andere Getränk. Bier und Wein sind Dinge, die wir, falls sie nicht mit schädlichen Stoffen versetzt sind, keineswegs zu verschmähen brauchen und die — wenn sie auch nicht die Aufgabe besitzen, unsern Körper innerlich zu reinigen — dafür die guten Eigenschaften einer größeren Nährkraft und einer momentanen sehr energischen Wirkung auf das Nerven- und Muskelsystem aufweisen.

Es gibt Gelehrte, Künstler, Musiker, welche versichern, daß sie ohne diese anregenden Getränke jene großen Werke, wegen deren sie berühmt geworden, schwerlich zu Stande zu bringen vermocht hätten. Die besten Gedanken, die glücklichsten Pinselstriche, die köstlichsten Wiße, die sprühendsten Reden — wie oft verdankt man sie lediglich dem „Teufel Alkohol“! Was wäre der Ungar ohne seine feurigen Weine! Würde diese Nation auf den Alkoholgenuß verzichten, sie würde bald arm an Geistesgrößen, arm an tapferen Soldaten, tollen Reitern sein. Kein Wassertrinker wäre im Stande, jene glühenden Tanzweisen zu entwerfen, die jedes Ungarn Herz entzücken. Unsere größten Männer sind Freunde alkoholhaltiger Getränke, unter jenen Menschen aber, welche lediglich reines Wasser trinken, gibt es nur wenige, welche geistig thatsächlich Tüchtiges leisten.

Unser großer Goethe selbst pflegte zu sagen, daß den Dichtern eine gewisse Reizbarkeit des Gehirns nothwendig sei und daß Alkohol ein gutes Reizmittel darstelle. Darum sind auch schier alle Dichter Freunde des Trinkens und sie haben aus ihren Rauschzuständen und mehr noch aus dem Halb-

rausch schon manchem Nutzen gezogen. Aber es gibt auch ihrer eine große Zahl, welche sich durch ihre Trinklust, sagen wir deutlicher: durch den Mißbrauch des Alkohols schwer geschädigt hat und auf solchen Vorkommnissen fußen nun die Angriffe jener Leute, denen der große Durst der Menschheit verhaßt ist, und welche den thörichten Glauben hegen, daß man in einigen Gläsern frischen Wassers sein Glück und eine schier ewige Gesundheit finden könne. „Das deutsche Nationalgetränk muß sein — der Quelle Wasser — klar und rein!“ singt der Eine.

Oh, der Mann kennt die Freuden der übrigen Getränke nicht. Nein, er kennt sie nicht, sonst würde er anders singen.

Mag sein, daß der übergroße Durst, der Geschmack an aufregenden Getränken schon Manchem arges Unheil gebracht, aber wie groß, wie vielseitig sind auch die guten Eigenschaften solcher Gewohnheit! Dem Einen gibt die Befriedigung seines Durstes Befreiung von seinen schweren Sorgen. Er ist glücklich, allabendlich eine oder einige Stunden beim Bier- oder Weinglas verbringen zu können. Seine Lasten und Pflichten, seine Mühe und Plage — alles das vergißt er da. Er athmet frei auf und lebt ein neues Leben mit dem Kelch in der Hand, der den Alkohol, den König der Getränke, enthält. Der Alkohol gewährt Anreiz und Erholung, Kräftigung und Erfrischung, wohlverstanden nur solange, als man das seinem Ich dienliche Maß berücksichtigt.

Wer das Maß kennt, das ihm dient — wohl ihm! Wer es nicht kennt, wehe ihm! Jeder ist seines Glückes Schmied. Geniale Menschen sind an ihrem Durste zu Grunde gegangen, sie kannten kein Ziel und waren mithin selbst Schuld an ihrem Lose. Ich erinnere an den bedeutenden Musiker Chr. v. Gluck, der da sagte: „ich liebe aus gutem Grunde das Gold, den Wein und den Ruhm: das Gold verschafft mir den Wein, dieser die Inspiration und Begeisterung und somit den Ruhm.“ Leider blieb der gute Mann nicht beim

Wein, sondern er kam auf den Standpunkt, am gemeinen Schnaps Gefallen zu finden und das ruinierte ihn.

Der römische Kaiser Septimius Severus, der ein tüchtiger Regent war, ging auch leider in der Trunkenheit zu Grunde und Mohamed der Zweite starb an regulärem Säufertwahnsinn, jedoch dergleichen Vorkommnisse wiegen nicht die guten Seiten des Trinkens auf. Jene Leute wußten nicht, was ihnen gut that und mußten für ihre Unvernunft büßen. Die Natur ist eine gerechte, aber strenge Richterin und sie straft ebensowohl den Mißbrauch der gemischten Getränke als auch den des — reinen Wassers.

Bewahren wir unsern Durst, denn er verschafft uns große Genüsse! Wer dem Gebote folgt, in allen Genüssen die Mittelstraße zu halten, und im Uebrigen für die Pflege seines Körpers und namentlich für die Instandhaltung seiner Ausscheidungsorgane sorgt, dem dürste ein tüchtiger Trunt nicht so leicht etwas anhaben.

Baumbach hat schon Recht, wenn er singt:

„Das Wasser soll gepriesen sein,  
So lang' mir lebt die Zunge,  
Und schilt dich Einer Gänsewein:  
Der ist ein dummer Junge!  
Nur eine Günst erbitt' ich mir:  
Bleib' ferne meinem Malvasier,  
Wenn ich den Becher schwenke,  
Gent' Abend in der Echente.“

Es hat eben jedes Ding sein Gutes: Das Wasser sowohl wie der Wein und — nicht zu vergessen auch das Bier.

Und so mögen denn die Menschen fortfahren, sich an diesen köstlichen Gaben zu erfreuen, zu erquicken und zu erfrischen. Der Durst ist ja da.





## Transatlantisches.

## Die deutsche Auswanderung.

Von Ernst Otto Hopp.

„Ich kann den Blick nicht von Euch wenden,  
Ich muß Euch anschau'n immerdar.“

(Freiligrath.)

Naßkalter Nebel lag über dem Fluß, und die Luft ging kühl. Es war noch eine halbe Stunde Zeit, und die Auswanderer, von denen die meisten ihr größeres Gepäck schon besorgt zu haben schienen, langten allmählig und gruppenweise an; Landleute mit langen Rücken und Knotenstöcken, die ohne Ausnahme Bündel trugen, in Tücher geschlagene Victualien oder andere Habseligkeiten. Eine allein stehende Frau, die sehr spitz und entschieden ausah, und die der Kummer um die Heimat nicht zu drücken schien; ein dicker Mann mit einem glattrasirten rothen Gesicht, der ganz den Eindruck machte, als ob er um eine Kleinigkeit jeden möglichen Eid leisten würde; ein Greis mit drei starken erwachsenen Söhnen und einer sehr robusten Jungfrau — alle vier, den alten Vater ausgenommen, hatten wahre Bullenbeißergesichter und erweckten den Glauben, als ob sie sehr rücksichtslos aufzutreten im Stande sein könnten, ungefähr nach der Melodie: „Wenn wir z'sammhalten, verhaun mer's ganze Dorf!“ Dann kamen Mann und Frau, die beide im Mittag des Lebens standen; sie blieb zurück, umarmte ihn oftmals und weinte jämmerlich. Endlich erschien eine Droschke, aus der Vater und Sohn stiegen; der bereits bejahrte Vater machte den Eindruck eines höheren Officiers, der seinen leichtsinnigen Sohn hinüber spedirte und gar beweglich nahm der alte Herr Abschied von seinem Sprößling, dem verlorenen Sohn — — —

In diesem Augenblicke stimmte eine Musikkapelle, die sich unter dem Schuppen entwickelt hatte, einen schmetternden Marsch an, auf den mehrere lustige Weisen folgten. Den Schmerz betäuben! Die Dampfschiffahrtsgesellschaft hielt es im Reiseinteresse für angezeigt, keine zu rührselige Stimmung aufkommen zu lassen. Die Töne elektrisirten Manchen und flößten im Allgemeinen eine gute, hoffnungsfrohe Stimmung ein; man sollte über den Ernst der Stunde hinweggetäuscht werden. Jetzt ertönte ein Signal, die Abfahrt stand nahe bevor. Doch ehe die Laufbrücke weggezogen wurde, erschien noch ein eifertiger Mann mit mehreren Gepäckstücken, die genau wie Musterkoffer aussahen, ein gewandtes, lächelndes und schwatzendes Menschenkind, das in Stecnadeln, Rothwein oder Glanzwische reiste, und dem die Oceanfahrt nichts Unbekanntes mehr war. Er sprang mit großer Behendigkeit an Bord — ein letztes Klingeln, und unter dem Wehen vieler Schnupftücher zog das Schiff nordwärts, dem Meere zu.

Die Reise von Hamburg oder Bremen aus über den Ocean ist heutzutage kein besonderes Kunststück mehr und keine große Heldenthat; sie läuft meistens so glatt ab, daß die Amerikaner das Meer, das sie von Europa trennt, schon den „großen Teich“ benannt haben. Und in der That, wer um die Mitte des Sommers den atlantischen Ocean durchfährt, der wird gewöhnlich wenig Ungemach ausstehen; Mondschein und Sternlicht liegen zur Nacht über der weiten Fläche, und bei Tage flimmert die Sonne golden und freundlich. Die Verpflegung erscheint in den ersten Tagen als vorzüglich, in den darauf folgenden als minder befriedigend, aber doch als erträglich; an den brenzlichen Delgeruch der Maschine und an das erschütternde Drehen der Schraube gewöhnt man sich bis zu einem gewissen Grade, und über den Mangel an frischer Luftzufuhr tröstet man sich, da man den weitaus größten Theil des Tages auf dem Berdeck zuzubringen vermag.

Interessant ist die Reise nur theoretisch; denn der großartige Anblick des Meeres hat etwas so Eintöniges, Einfarbiges und Ermüdendes, daß man nach den zehn Tagen freiwilligen Gefängnisses im Schiffe wohl unter allen Umständen die Küste des Festlandes mit Jubel begrüßt. Dabei soll nicht geläugnet werden, daß das Meer seine tiefpoetische Seite und seine Schönheiten hat; allein dieser Augenblicke des Glücks sind wenige, und in den sehr langen Zwischenpausen richtet sich ein steinernes Haupt, eine Meduse der concentrirten Langeweile aus den Fluthen empor und starrt den Wanderer mit jenem tödtlichen, glasigen Blick an, den der Haiisch besitzt. Auch die Schiffsbibliothek, die einige Bände Spielhagen und Heyse besitzt, vermag über das öde Gefühl, das den Reisenden beschleicht, nicht hinwegzutauschen; ich habe gefunden, daß man der überkünstlichen, psychologischen Listeleien in Novellenform, wie Heyse sie bietet, nirgends so rasch satt wird, wie während der Einsamkeit auf der „unendlichen Salzfluth.“

Und eine Einsamkeit herrscht dort wirklich, wohin man auch den Blick wenden mag. Die allgemeine Färbung ist Grau in Grau; der Himmel wie das Meer, die am fernsten Horizont in einander überzuströmen und sich zu vermischen scheinen, tragen daselbe Colorit, höchstens zeigt das Wasser in der Nähe betrachtet etwas grünlich Schillerndes. Kein Laut ertönt, starres Schweigen herrscht, wenn der Wind nicht gerade durch die Masten und Taupe fährt und in der Tackelage pfeift. Die „Ungeheuer der Tiefe“, die sich aber selten zeigen, sind stumm. In der Ferne sieht man vielleicht eine Herde Schweinefische, kolossale Gesellen, die weiß und bräunlich schimmern, oder den Springbrunnen, den ein Wal bildet. Ein Vögelchen flattert vorüber, sobald das Land näher gekommen ist; sonst liegt die Wasserwüste wie todt da. So belebt die große Heerstraße ist, die von Europa nach Amerika führt, so können doch Tage vergehen, ehe man eines Schiffes gewahr wird, den Rauch eines Dampfers aufsteigen sieht,

oder ein weiß leuchtendes Segel bemerkt. Zur Nacht zeigt sich vielleicht der Glanz eines irren, schwankenden Lichtes, das plötzlich über den düsteren Wogen aufdämmert und vom Menschenleben Kunde gibt — ein Schiff fährt nahe vorbei! Der Steuermann freut sich, daß es vorübergeglitten ist, denn Zusammenstöße gehören durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten.

Ein glühendrother Ball sinkt die Sonne an klaren Tagen in den Oeanos; noch herrlicher ist aber der prachtvolle Aufgang des Tagesgestirns. In bleichen Farben dämmert es im Orient empor, die Tinten werden mit jeder Minute wirkungsvoller, lebhafter gefärbt; endlich zuckt ein siegreicher Strahl, wie das Aufleuchten eines riesigen Brillantgeschmeides, über die großartige Ebene, und die Sonne beginnt, wie seit den Schöpfungstagen, zu scheinen über Gerechte und Ungerechte . . . . Die Wolkenstudien allein sind ausgiebig und abwechslungsreich; Schicht-, Haufen- und Federwolken erscheinen, und wer ein bißchen Phantasie besitzt, mag wie Heinrich Heine die verblassten Bilder der alten „unsterblichen“ Götter am Himmelsgewölbe gehen und kommen sehen. Aber der Blick in die Ewigkeit oder in das große Nichts stumpft ab, nicht immer ist der Mensch philosophisch veranlagt, zu Träumereien gestimmt, gerade so gut wie man nicht immer die Meisterwerke der Literatur lesen und genießen mag.

Man hat behauptet, daß man nirgend sicherer leben könne, als auf den großen Oeandampfern, so selten sind die Unfälle, denen sie ausgesetzt sind. So mag auch die kluge ältliche Jungfrau gedacht haben, die vor einer Reihe von Jahren in Liverpool ihr Grundstück an eine Dampfergesellschaft verkaufte. Das Anwesen der Dame mußte von der Compagnie erstanden werden; denn die Gesellschaft hatte zur Rechten wie zur Linken Grundstücke zusammengekauft, um auf ihnen ihre Schuppen, Bureaux und Lagerräume zu errichten; für einen sehr guten Preis, so dachte man, würde das

Fräulein sich wohl zum Verkaufe verstehen. Allein es kam anders; Fräulein verkaufte nicht, und als sie es endlich gegen einen enormen Preis that, hatte sie dabei ausbedungen, zu jeder Zeit auf den Schiffen der Gesellschaft gratis in der ersten Classe fahren zu dürfen und dieselbe Verpflegung wie die anderen Passagiere zu genießen. Indes sie reist noch immer; seit zehn Jahren lebt sie auf den Schiffen, sie wohnt, schläft und speist auf Kosten der Dampfercompagnie — ein sicherer Beweis, wie ungefährlich heutzutage die Oceanreisen sind. Auch gibt es ja manchen Capitän, der mehr denn hundertmal von Deutschland nach Newyork gefahren ist.

Und doch ist ein kleines „Aber“ dabei, „das Register hat ein Loch“. Als ich vor einer Reihe von Jahren von Amerika nach Deutschland fahren wollte, nahm ich zu dem Zweck ein Fahrbillet auf dem zur „Inman-“Linie gehörigen Dampfer „City of Boston“. Einer Unpäßlichkeit, einer starken Erkältung halber erschien es mir aber wünschenswerth, die Reise aufzugeben oder doch aufzuschieben; ich verkaufte mein Billet mit einem kleinen Verlust. Und das war mein Glück; denn von der „City of Boston“ hat man niemals wieder eine Spur gesehen oder gehört — das Schiff blieb verschollen. Da ein Zusammenstoß mit einem andern Schiffe nicht erwiesen werden konnte, so ist anzunehmen, daß ein Eisberg das Fahrzeug zerstört hat. Besonders in ungewöhnlich heißen Sommern lösen sich riesenhafte Brocken von dem größten Gletscher der Erde, von der Küste Grönlands, los und schwimmen langsam von der Wärme magnetisch angezogen, gen Süden. Diese ungefügten Nordlandsgäste, die treibenden Eiscollisse, sehen manchmal nur wenige Fuß aus dem Ocean hervor, manchmal aber auch mehr denn hundert bis zweihundert; und wie tief sie unter dem Wasser liegen, ist gewöhnlich unberechenbar. Säulen oder Domen ähnlich, mit phantastisch emporstrebenden Klippen und Zacken, gewähren sie in ihrem bläulich-weißen Leuchten einen unbeschreiblich erhabenen, märchenhaften Anblick. Aber

weise dem Dampfer, der etwa in der Nacht, wenn die Maschine mit voller Kraft arbeitet, auf einen solchen Eisberg losrennt! Dann heißt es nachher in der Zeitung: „Verschollen.“

Wenige Jahre später bewahrte mich mein guter Stern vor einem anderen Unglück. Ich hatte ein Billet für die zweite Cajüte des Hamburger Dampfers „Schiller“ genommen. Als ich einige Tage vor der Abfahrt mit etlichen Freunden in einem Wirthshause saß, kam die Rede auf das Sommerfest des Gesangvereins „Arion,“ das gewöhnlich sehr prächtig gefeiert wird. Man wollte mich bewegen, meine Reise aufzuschieben, um an demselben Theil nehmen zu können. „Ja,“ versetzte ich, „wenn ich Jemand fände, der mir mein Fahrbillet für den „Schiller“ abnehme, so könnte ich ja eben so gut in der nächsten Woche reisen und das Fest noch mitmachen.“ Kaum war mir das Wort entflohen, als sich an einem der anderen Tische ein Herr erhob und sagte, er wäre dazu bereit, da er doch nach Deutschland wolle und noch kein Billet habe. Der Handel wurde sofort abgeschlossen. Als ich acht Tage später meine Reise ausführte, sah ich beim Einlaufen in den Canal auf einer vorspringenden Klippe der Scilly-Inseln das Wrack des „Schiller“ liegen; es war des Morgens früh, und wir fuhren nur wenige hundert Schritt von der Unglücksstelle entfernt vorüber. Der „Schiller“ war direct auf die Felsen aufgefahren — mehrere hundert Menschen hatten dabei ihren Tod gefunden, unter anderen auch der unglückliche Mensch, der mir das Billet abgenommen hatte.

Die Liste der Schiffsunfälle ist nicht so ungeheuerlich groß; aber manches Schiffsunglück pflegt hundertern von Menschen das Leben zu kosten. Die „Cimbria“ stieß zusammen mit einem anderen Schiff, ebenso die französische „Ville de Paris,“ die „Austria“ verbrannte auf offenem Meer — immer von Zeit zu Zeit tritt eine solche Schiffskatastrophe ein, die vor allzugroßer Zuversicht warnt.

In den Monaten oder Jahren, in denen die Aus-

wanderung ganz besonders rege ist, beherbergt ein großer Dampfer oft tausend, hie und da sogar zwölfhundert Personen. Und bei stürmischem Wetter hat die Reise viele Schattenseiten. Dann müssen die auch „Dchsenaugen“ genannten runden, kleinen Seitenfenster, weil die Wellen hineinschlagen würden, geschlossen werden; die Folgen sind mephitische Dünste, die sich in den Räumen ansammeln. Die Speisegerüche, der brenzliche Delgeruch der Maschine, die Ausdünstung so vieler Menschen, das Alles trägt dazu bei, um den Aufenthalt in den Kojen, im Speisezimmer und vor allem im Zwischendeck zu einem äußerst unangenehmen zu gestalten. Eine ausreichende Ventilation ist noch nicht geschaffen, das Mittel, frische Luft in das Schiff gelangen zu lassen, auch dann, wenn die gewöhnlichen Pforten und Eingänge geschlossen sind, hat man noch nicht entdeckt. Gegen Morgen ist es geradezu unerträglich in den Schlafgemächern. Selbst derjenige, welcher dem bösen „Ulrich,“ der Seekrankheit, seinen Tribut nicht zu zollen braucht, leidet an stürmischen Tagen; denn hart im Raume stoßen sich nicht nur die Gedanken, auch die Menschen stoßen sich bei den plötzlichen Schaukelbewegungen. Man carambolirt in unangenehmer Weise mit den Mitpassagieren, man fliegt unversehens gegen die Thür oder an den Tisch und trägt blaue Flecke davon; und vollends bei den Mahlzeiten ist es schwierig, das wünschenswerthe Gleichgewicht zu bewahren. Die Suppe entgleitet dem Kellner, der auf dem Schiff „steward“ genannt wird, und verunziert deinen Rock, die Puddingsaucen decorirt bei einiger Unachtsamkeit dein Busenhemde, und das Beefsteak entschlüpft dir unter der Gabel und verirrt sich irgendwohin auf den Tisch — an komischen Intermezzos ist kein Mangel. Auch um die Nachtruhe ist es schlecht bestellt; abwechselnd fährt dein würdiges Haupt nach oben, abwechselnd streben die Füße empor; wer nicht total ermüdet ist, findet die gewünschte Raft kaum. Dazu klappert Alles, was noch bewegungsfähig ist; die im Salon

aufgehängten Gläser klirren ohne Aufhören, die Stiefel wandern in deiner Kojе herauf und herab, und war dein Kofferchen nicht sicher angekettet, so macht es unfehlbar die Reise durch dein Schlafgemach mit.

Von der merkwürdigen Kraft, welche die Schaukelbewegung auf dem Schiffe ausübt, kann man sich aus folgender Thatfache eine Vorstellung machen. Ich hatte mir eine Bücherkiste mitgenommen und um dieselbe einen gewaltigen schmiedeeisernen Ring legen lassen. Als ich ankam — wir hatten allerdings mehrere Tage hindurch böses Unwetter gehabt — war der massive Ring total verbogen, das Holz der Kiste war zum Theil zertrümmert, und die Bücher waren in einen erbarmungswürdigen Zustand gerathen.

Die Passagiere der ersten und zwar recht kostspieligen Kajüte gehören gewöhnlich nicht zu den Auswanderern oder Einwanderern; es sind gemeinhin Reisende, die eine Vergnügungstour unternehmen oder in Geschäften unterwegs sind. Die Auswanderung trifft man in der zweiten Kajüte und im Zwischendeck an. Und wer da hineingreift ins volle Menschenleben und eine gute Beobachtungsgabe hat, der kann interessante Studien machen; denn der auswandernde Deutsche ist seinem Naturell nach im Durchschnitt nicht sehr zugeknüpft, sondern eher zu vertraulicher Mittheilung geneigt. Auch fördert das Zusammen-Gingepferchtsein eine gewisse Familiarität, die sich indessen bei der Trennung schnell wieder verliert und keine längere Dauer besitzt.

Warum sie Alle auswandern? Ja, das ist ein endloses Thema, das sich aber in gewisse Rubriken zusammenfassen läßt. Der Ellbogen-Raum beginnt für Viele im deutschen Vaterland und in gewissen Theilen Oesterreichs zu fehlen. Manch' Einer denkt an seine Kinder. „Was sollte aus meinen fünf Jüngens werden?“ sagte mir einmal ein biederer Tagelöhner aus dem Lauenburgischen, dessen Schwielenhände von harter Arbeit zeugten, und in dessen Gesicht die Sorge tiefe Runzeln eingeschrieben hatte. „Doch nur wieder Tag-

löhner, oder besten Falls kleine Handwerker, die zum Leben zu wenig und zum Todthungern zu viel erwerben. Mögen sie auch noch so anschlägige Köpfe haben, ich bin außer Stande, ihnen mehr als den Dorfunterricht geben zu lassen, den ein früherer Flickschneider ertheilt — ich komme von einem großen ritterschaftlichen Gute. Um bei uns in Deutschland fortzukommen, dazu können sie nicht genug lernen. Und es thut mir leid um sie, es sind aufgeweckte Rangen. In Amerika soll es denn doch anders sein — ich habe einmal gelesen, daß einer der Präsidenten Bootsknecht in seiner Jugend gewesen ist.“ Die Jungens sahen so stark, gesund und stattlich aus, daß es eine Freude war; hoffentlich ist es dem braven Manne geglückt.

Ein Kaufmann, mit dem ich mich oft unterhielt, klagte über die gewaltig zunehmende, Alles erdrückende Concurrrenz, die Aufkäufer, die zu Schleuderpreisen verhandelten, die schwindlerischen Abzahlungsgeschäfte, die sogenannten „Ausverkäufe“ und die „Auctionen.“ „Gegen diese Mißstände,“ bemerkte er, „kann der anständige und ehrliche Kaufmann nicht aufkommen. Ich habe es zwölf Jahre lang versucht und bin nicht in Bankerott gerathen; aber erwerben konnte ich auch nichts. Da versuche ich es einmal „drüben;“ denn viel schlechter kann es nicht werden, und wenn es nicht anders geht, arbeite ich mit der Hand.“

Wenige gingen aus bloßer Abenteuerlust in die Fremde, Viele freilich, weil sie „nicht gut gethan hatten.“ Der verabschiedete Officier ist an den Schulden zu Grunde gegangen, der Student am Kneipenleben. Ein solcher Studiosus a. D. trieb sich zechend und Skat spielend auf dem Schiffe in der zweiten Cajüte umher und erzählte Jedem, der es wissen wollte, daß er noch zweiunddreißig Dollars besitze. „Ich denke, es wird mir gelingen, das auch noch auszugeben, bevor wir landen,“ meinte er. „Ich habe immer gehört, es sei am besten, wenn man ganz ohne Mittel in Amerika anlangt; dann kann man besser sein Leben von vorn an-

fangen.“ Die Vorbereitung dazu war allerdings eine eigenthümliche.

Glücklicherweise gibt es unter den Auswanderern nicht immer traurige und verunglückte Exemplare allein, auch der Humor will sein Recht. Eine Jungfrau, die den Mai ihrer Existenz entschieden schon vor manchem Fährchen gefeiert hatte, ging nach dem Westen; sie ließ bei der Unterhaltung durchblicken, sie habe etwas Erspartes und habe vernommen, daß in den westlichen Staaten und Territorien junge Frauen fehlten, wobei sie das Wort „junge“ recht emphatisch betonte. Ein lustiger Berliner, der die Pöckelstöte sehr amüsant blies, wanderte aus, angeblich seiner rothen Haare halber; mit denen könne er keine Stellung behaupten, sagte er. Ein paar dicke Schwaben standen am Schiffsrand, und ein jovialer Matrose belehrte sie ganz genau darüber, daß es nach Newyork, der Lage auf der Erdkugel gemäß, immer etwas bergunter gehe; daher sei die Fahrt dorthin immer kürzer, als die nach Deutschland. Er wußte ihnen dies so fix zu erzählen und deutete dabei so ernsthaft auf die Wellen, daß die beiden Bauern anfangen, die Geschichte wirklich zu glauben. Auch wunderbare Metamorphosen gibt es auf den Auswandererschiffen. Eine Stunde vor der Landung entpuppen sich die abgerissensten und desolatesten Individuen als wahre Putzgecken, sie ziehen die Lackstiefel an und bürsten am Cylindershut, und nun die Damen erst! Ein alter Mann, der die ganze Reise über sehr kläglich gethan hatte, war zu einem jungen Menschen geworden, der den Bart gänzlich verloren hatte, und ein dünnes Kerlchen erschien unförmlich dick. Letzterer hatte vier Anzüge übereinander gezogen, um mit den ganz neuen Sachen am Zoll keine Unannehmlichkeiten zu haben.

Um den Zollwächtern ihr schweres Amt zu erleichtern, fahren auf den Auswandererschiffen häufig Geheimpolizisten, die sich nicht selten in das Vertrauen ahnungsloser Jünglinge und Jungfrauen zu stehlen wissen. Auf diese Weise

werden Auswanderer, die einen doppelten Boden im Koffer haben und ein paar Duzend goldener Uhren einzuschmuggeln beflissen sind, vom Auge des Gesetzes erkannt und zur Strafe gebracht; oder es werden Damen entdeckt, die Diamanten in den ausgehöhlten Absätzen der Stiefelchen führen und echte Spitzen in die Ueberkleider eingenäht haben. Goldwaaren und Diamanten lohnen sich des Schmuggelns, und besonders die letzteren sind leicht zu verbergen. „Einmal gelingt es ihnen vielleicht, das Zollamt zu betrügen,“ meinte ein Detective, den ich später in Baltimore kennen lernte, „aber sobald sie anfangen, das Handwerk professionell zu treiben, dann geht der Krug bald zu Wasser. Bei der dritten oder vierten Reise werden sie unfehlbar abgefaßt und dann so hart wie möglich bestraft.“ Einer dieser Geheimpolizisten hatte ein eigenthümliches Mittel gewählt, um seinen Zweck zu erreichen; er hatte sich fast die ganze Reise hindurch, die er in der zweiten Cajüte unternahm, als halb betrunken gestellt und hatte in der That auch große Quantitäten an Wein, Bier und Cognac vertilgt. Es war ein „furchtbar gemüthlicher“ Kerl, ein fideles, gutes altes Haus, das kein Blatt vor den Mund nahm, mit Vielen Brüderschaft gemacht hatte und auf diese hinterlistige Weise hinter viele Geheimnisse gekommen war. Bei der Ankunft im Hafen war er verschwunden, aber mehrere unter den Auswanderern mußten es schwer bereuen, daß sie ihm etwas ausgeplaudert hatten.

Einen besondern Typus unter den Auswanderern bilden die großsprecherischen Redner, die bei keiner Schiffsgesellschaft zu fehlen pflegen, stets belehrend das Wort ergreifen und schon Alles wissen und verstehen, bevor sie noch den Fuß in das fremde Land gesetzt haben. Es sind diese verkannten Volksbeglucker, deren Beruf als Weltverbesserer Niemand in Europa gewürdigt hat, die gern regieren möchten, aber keine Aufforderung dazu erhalten haben. Für Amerika sind sie sehr ungefährlich, denn die Erledigung der

Messer- und Gabelfrage wird gerade ihnen sehr schwer. In freien Lande hört ihnen männiglich staunend eine Weile zu, dann heißt es: „Der Mann muß aber viel Zeit haben!“ und dieses Urtheil richtet sie als Geschäftsleute, sie haben keinen Credit. Außerdem widerspricht ihnen Niemand, und das knickt sie oder lähmt ihre Sprech-Energie. Wenn es ihnen wirklich im Laufe der Zeit gelingt, sich aus dem Groben emporzuarbeiten, dann kann man sicher sein, daß sie unter den Deutsch-Amerikanern zu den „Prominenten“ gehören, zu den Leuten vom Micawber-Typus (siehe Dickens), an denen in allen Ländern, die noch keine Geschichte haben, kein Mangel ist.

Böllig unberechenbar und räthselhaft ist die Frage, warum in diesem Jahre die Auswanderung eine so ganz erheblich schwache, in jenem eine so bedeutende ist. Es trifft nicht immer zu, daß in den Jahren, die auf große politische Erschütterungen folgen, oder in denen große wirthschaftliche Noth geherrscht hat, die Auswanderung ziffermäßig die größte ist. Während des Mittelalters ging die deutsche Auswanderung ostwärts, in das Slavenland, bis die Reformation diese Bewegung unterbrach, und als man nach dem dreißigjährigen Kriege wieder an's Auswandern dachte, wiesen die veränderten Umstände westwärts, nach Amerika als Ziel der Wanderung. Ein Washingtoner Statistiker hat berechnet, daß die Zahl der im achtzehnten Jahrhundert eingewanderten Deutschen 200.000 betragen hat, sie betrug im Verhältniß zur weißen Gesamtbevölkerung Amerikas gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Zwölftel, während sie heute mehr als ein Siebentel ist. Dieses Verhältniß wird sich auch in Zukunft langsam zu Gunsten der Deutschen ändern, wie aus den Zahlen der Einwanderung entnommen werden kann. Diese zeigen nämlich mit wunderbarer Stetigkeit, daß die Zahl der einwandernden Deutschen in jedem Jahre ein Drittel der gesammten europäischen Einwanderung beträgt. In Canada gibt es über 260.000 Personen

deutscher Abkunft, in den Vereinigten Staaten über  $8\frac{1}{2}$  Millionen. In den vierundsechzig Jahren von 1820 bis 1883 landeten nach amtlichen Quellen in Amerika, d. h. in den Vereinigten Staaten, 3,817.195 Deutsche. Die geringste Zahl, nämlich 148, kam im Jahre 1822 vor; 1820 landeten 968, 1821: 383, 1823: 183, 1824: 230, 1825: 450, 1826: 511, 1827: 432, 1828: 1851, 1829: 597 und 1830: 1976. Von da ab steigen die Zahlen ganz bemerklich; 1831 kamen 2413 und 1832: 10.194, 1837: 23.740, 1846: 57.561, dagegen 1851 schon 88.196, 1852: 145.918, 1853: 141.946, und 1854: 215.009. Danach sinkt die Zahl wieder; 1861 kamen nur 31.661 und 1862: 27.529. Im Jahre 1869 kamen 124.788. Die meisten Auswanderer erreichten Amerika 1882, nämlich 250.630 und 1881: 249.572, worauf sich wieder ein Fallen bemerkbar machte.

In welchem Grade Europa auch künftig aus seinem großen Bienenkorbe die Schwärme nach der Neuen Welt senden wird, entzieht sich jeder Berechnung. Die Prophezeiungen weiser Männer haben sich auf diesem Felde als eitel erwiesen, weil die Größe der Auswanderung aus europäischen Ländern durch Ereignisse im großen Reiche der Natur und manchmal auch durch Begebenheiten auf dem Schauplatz der Weltgeschichte bedingt zu werden und die Aufstellung einer festen Regel zu gestatten scheint, dann aber plötzlich wieder umschlägt und aller Logik der Menschen spottet. Hier nur etliche Beispiele:

Als Italien in viele Herrschaften zersplittert war und zum Theil unter einer fremden Regierung stand, kannte man in Amerika keine eingewanderten Italiener, höchstens Bettler und Orgeldreher. Jetzt steht Italien unter einer Regierung, das Ziel seiner Patrioten ist erreicht, es ist frei und geeint — und doch schickt das Land, in dem „die Citronen blühen“ jetzt alljährlich mehrere Zehntausende nach den Gestaden des Hudson und ebenso viele nach denen des La Plata in Südamerika. Aus der freien Schweiz und dem

so liberal regierten Norwegen kommen mehr Einwanderer nach Amerika als aus dem despotischen Rußland. Und wieder, nicht aus den überbevölkertsten Gegenden Deutschlands stammen die meisten Auswanderer, sondern im Gegentheil aus den menschenärmsten. Pommern, Mecklenburg, Westpreußen, Posen liefern ihrer mehr als die Rheinlande oder Sachsen.

Es ist unwahrscheinlich, daß die deutsche Auswanderung in dem nächsten Jahrzehnt gänzlich abnehmen wird, unwahrscheinlich und auch nicht einmal wünschenswerth. Die Auswanderung nach Amerika wäre durchaus kein nationales Unglück, wenn die Deutschen dort deutsch blieben. Leider geht schon immer die zweite Generation dem Deutschthum und der deutschen Sprache verloren; doch mag auch darin allmählig ein Wandel eintreten, je mehr der Deutsche an nationalem Stolz gewinnt. Ein bekannter Reisender, Namens Fürstenwärtner, machte im Jahre 1817 die Entdeckung und Wahrnehmung, daß die gebildeten Deutschen am ehesten sich der deutschen Sitten entäußerten, am frühesten ihrer Muttersprache entsagten und die untere Volksklasse noch am meisten deutsch geliebt war. Heute, so behauptet ein neuester deutsch-amerikanischer Schriftsteller, ist das Umgekehrte der Fall; nur diejenigen schämen sich in Amerika ihrer Sprache, die sie nicht reden können. Und das ist gewiß, immer weiter dringt der deutsche Landmann nach Westen vor, immer größere Länderstrecken erobert seine Pflugchar, und heute noch wie vor anderthalb Jahrhunderten zieht der deutsche Pionier in die entferntesten Winkel des amerikanischen Continents. In fast allen amerikanischen Culturmittelpunkten bilden die Deutschen einen Achtung gebietenden Theil der Bevölkerung.



Verantwortlicher Redacteur Karl Prochaska.

K. und F. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

t  
s  
s  
r  
n  
t  
s  
d  
h  
n  
r  
e  
r  
e  
e  
n  
r



